

PD Dr. Reiner Manstetten

Ökonomie und Philosophie. Zwei Betrachtungsweisen der Wirtschaft

(erschienen in: Ronneburger Texte, 2004, Büdingen, Ronneburger Kreis)

Vorwort von Malte Faber

In den Anfangsjahren meiner Tätigkeit als Professor für Wirtschaftstheorie in Heidelberg wurde die Universität Heidelberg von der Studentenbewegung geprägt: Kritik am Kapitalismus war an der Tagesordnung, und es schien völlig fehl am Platze, wenn ein Wirtschaftstheoretiker die Überlegenheit einer Marktwirtschaft gegenüber jeder Planwirtschaft in mathematischen Beweisen vorführte. Damals wurde an meinem Institut ein Flugblatt verteilt mit der Überschrift „Die heile Welt des Malte Faber“. Was man bei mir lernen konnte, war, so meinten die Verfasser, pure Ideologie, und zugute gehalten wurde mir einzig meine Naivität und Ehrlichkeit. Ich hatte Mathematik und Wirtschaftswissenschaften studiert und in Amerika die neuesten Methoden begeistert aufgenommen, und man merkte, dass ich glaubte, was ich lehrte. Ich hielt den Studenten entgegen, sie sollten die Modelle, die sie in Bausch und Bogen verwarfen, erst einmal verstehen, dann wäre ich gerne bereit, mit ihnen alle kritischen Punkte zu diskutieren. Das Erstaunliche ist: Mein Ratschlag stieß auf offene Ohren – aus heutiger Sicht möchte ich beinahe sagen: Leider. Im Verlaufe einiger Jahre verwandelten sich nicht wenige der radikalen Linken in überzeugte Vertreter der Theorie des Allgemeinen Gleichgewichtes, die das Herzstück der Wirtschaftstheorie darstellt, und sie glaubten an die Idee, alle Probleme der Welt in eleganter Mathematik – zumindest auf dem Papier ökonomischer Fachzeitschriften – lösen zu können.

Gegenüber den Verblendungen des revolutionären Marxismus sehe ich bis heute die mathematische Wirtschaftstheorie als ein gutes Remedium an, aber ich habe gewisse Zweifel bekommen an der Welt der mathematischen Modelle, die tatsächlich wie eine heile Welt aussieht. Als ich mich seit dem Ende der siebziger Jahre mit Thermodynamik, insbesondere mit Entropie, beschäftigte und in die Fragen der Physik einstieg, als ich mich mit den konkreten Problemen der Abwasserabgabe und der Abfallpolitik auseinandersetzte, musste ich erkennen, dass zwar die Probleme, mit denen ich es zu tun hatte, durch unsere moderne Wirtschaft hervorgerufen werden, dass aber die Wissenschaft von der Wirtschaft nicht ausreichte, sie zu untersuchen. So ließ ich mich zunächst auf eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Physikern ein, die meinen Blick auf die Wirtschaft grundlegend veränderte. Bald aber kam ein

Weiteres hinzu: Die wissenschaftlichen Fundamente meiner Disziplin erschienen mir in verschiedenen Hinsichten nicht mehr ausreichend tragfähig. Insbesondere wurde das Thema „Zeit“ im Sinne langfristiger Entwicklungstendenzen der Wirtschaft in der Forschung nicht genügend berücksichtigt. Überdies beschäftigten mich auch ethische Dimensionen des Gegenstandes meiner Disziplin: Nicht einzelne Fehler in der Produktionsweise schienen mir die Ursache der Rohstoff- und Umweltfragen zu sein, sondern der ganze westliche Stil des Lebens: Egoismus gegenüber dem Nächsten, Unersättlichkeit gegenüber der Natur – und das alles in einem System, das den Anspruch stellt, den Menschen größtmögliche Freiheit gebracht zu haben. Vor diesem Hintergrund begann ich seit 1985 mit einem Philosophen zusammenzuarbeiten, um die Fragen nach den wissenschaftlichen Grundlagen der Wirtschaftstheorie, nach einer Zusammenschau von Natur und Mensch und das Problem der Bestimmung eines wahrhaft guten Lebens auf einer sicheren fachlichen Basis anzugehen.

Mit dem Philosophen Reiner Manstetten, dem Verfasser des folgenden Essays, habe ich eine Reihe von Aufsätzen und mehrere Bücher gemeinsam veröffentlicht. Hinter seinen folgenden Ausführungen stehen fast zwanzig Jahre unserer interdisziplinären Kooperation. Wir sind dabei immer wieder neu in den Dialog mit Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften eingetreten – vor dem Hintergrund einer Philosophie, die uns im Sinne von Aristoteles, Kant und Hegel lehrte, nach dem Ganzen zu suchen.

Die Wirtschaftswissenschaften gehen bis heute den Weg der zunehmenden Spezialisierung. Ich würde mir für sie einen anderen Weg wünschen: Einen Weg, an dessen Ende die Wirtschaftswissenschaften als Drehscheibe zwischen Natur- und Geisteswissenschaften sichtbar werden könnten. Alles, was an Materie und Energie in der Wirtschaft ist, kommt aus der Natur, alles geht durch die Welten des Sozialen, Kulturellen und Geistigen hindurch, bevor es wieder von der Natur aufgenommen wird. Es ist dies kein Kreislauf, weil das, was am Ende wieder in die Natur zurückkehrt, sich häufig zu Schadstoffbeständen akkumuliert, die beispielsweise unser Klima gefährden; es ist dies auch deswegen kein Kreis, weil der Wirtschaft auch in unserer marktwirtschaftlich orientierten Gesellschaft immer ein Rest des Fragwürdigen, Befremdlichen oder gar Ungerechten und Destruktiven anhaftet. Aber gerade dies macht Wirtschaft so spannend: Wirtschaft als Dimension unserer Natürlichkeit und unserer Menschlichkeit, mit allem Unnatürlichen und Unmenschlichen, was uns bis heute beschäftigt, das zu betrachten scheint mir eine große Aufgabe. Ich wünsche mir, dass auch der folgende Aufsatz als Teil einer solcher Betrachtung aufgenommen wird.

Reiner Manstetten

Ökonomie und Philosophie. Zwei Perspektiven auf die Wirtschaft

Vorbemerkung

Für alle, die sich näher mit den Phänomenen der Wirtschaft beschäftigen, seien es Professoren oder Studienanfänger der Betriebs- und Volkswirtschaft, seien es Globalisierungsgegner, seien es Praktiker aus Unternehmen und Verwaltungen, seien es Politiker, wäre viel gewonnen, wenn sie sich darüber im klaren wären, wie wenig Gewisses wir trotz allem Wissen über die Wirtschaft wirklich aussagen können. Zu glauben, dass es *die* Erklärung der Wirtschaft gäbe oder irgendwann einmal geben könnte, ist ein Irrtum. Vielleicht gibt es nicht einmal die Wirtschaft selbst, sondern nur verschiedene Weisen, Klassen von Phänomenen zu verstehen, die in der Regel als wirtschaftliche bezeichnet werden. Die Zurückweisung von Fehldeutungen, die Einschätzung von verschiedenen Herangehensweisen an diese Phänomene in ihrem relativen Recht und ihren Grenzen ist das Thema der folgenden Gedanken. Diese sind, auch wenn sich das, was man gemeinhin als Weltwirtschaft bezeichnet, nicht nur dem globalisierungskritisch vorgeprägten Blick in vielen Zügen als geradezu empörend darstellt, daher kaum als eine Ermunterung zu schnellem Handeln und radikalem Eingreifen in die Wirtschaft zu verstehen. Vielmehr geht es hier darum, die Wirtschaft zum Gegenstand eines aufmerksamen Denkens und Nachdenkens zu machen und zu zeigen, wie wir selbst Teil dieses Gegenstandes sind. Nur geduldiges und waches Hinsehen sowie ein Gespür dafür, was wir selbst tun, lässt uns erkennen, wo, wann und wie wir zum Handeln gerufen sind.

1. Einleitung

1.1 Wirtschaftswissenschaften und Globalisierungskritik

In modernen Gesellschaften wird von allen Menschen, soweit sie nicht durch Kindheit, Alter, Krankheit, Behinderung oder unverschuldete Umstände gehindert sind, die Kompetenz gefordert, ihren eigenen Lebensunterhalt zu erwirtschaften. Diese Kompetenz ist die Basis für ein selbständiges Leben. Dazu gehört notwendig ein - meist unreflektiertes und einseitiges - Verständnis von Wirtschaft. Man ist vertraut mit den gewöhnlichen Abläufen des Alltags und dem Umfeld der eigenen Beschäftigung, man entwickelt bestimmte Vorstellungen über Gesellschaft und Politik, zumindest insoweit sie für den eigenen Lebensunterhalt sowie seine zukünftige Absicherung relevant sind, und aus all dem erwächst ein diffuses Bild der Wirtschaft. Wirtschaft, so verstanden, ist derjenige Bereich, worin sich die *Sorge um das eigene Leben* abspielt. Hier bildet sich gemäß der besonderen Erfahrungen der Menschen ein indivi-

duell und berufsspezifisch verschiedenes *Alltagsverständnis von Wirtschaft* aus. Wirtschaft wird folglich jeweils verschieden aufgefasst, entsprechend dem jeweiligen persönlichen Lebenshorizont.

Wirtschaft ist jedoch auch eine *öffentliche Angelegenheit*: Sozialfürsorge, Gesundheit, Altersversorgung, Steuer, Arbeitslosigkeit, Einkommensunterschiede zwischen Arm und Reich sind Probleme, die die ganze Gesellschaft im Rahmen eines Staates betreffen, das Gefälle zwischen entwickelten und wenig entwickelten Ländern, die Verelendung in bestimmten Regionen Lateinamerikas, Asiens, Afrikas und Europas, Nutzen und Nachteil eines weltweiten Freihandels, die Macht transnationaler Konzerne, die Bedeutung von Institutionen der Weltwirtschaft, die globalen Umweltprobleme etc. sind Fragen, die die ganze Menschheit angehen.

Zum Verständnis der Wirtschaft als einer öffentlichen Angelegenheit reichen die unterschiedlichen Formen des Alltagsverständnisses von Wirtschaft offenbar nicht aus. Die Komplexität wirtschaftlicher Zusammenhänge scheint vielmehr eine *wissenschaftliche Zugangsweise* erforderlich zu machen, wie sie in den heutigen Wirtschaftswissenschaften geboten wird. Wirtschaft wird in ihnen als ein gedanklich klar abgegrenzter Bereich angesehen, dessen Abläufe, strengen Gesetzen folgend, mathematisch modelliert und prognostiziert werden können. Vor dem Hintergrund dieser Prognosen können idealerweise wissenschaftlich gestützte wirtschaftspolitische Empfehlungen abgegeben werden.

Die Annahme, dass die Wirtschaftswissenschaften der Königsweg zum Verständnis und zur Steuerung der gegenwärtigen Wirtschaft auf nationaler und internationaler Ebene seien, kann jedoch heftigen Widerspruch hervorrufen. Kritiker der sogenannten Globalisierung betrachten Wirtschaftswissenschaftler vielfach als Träger einer ideologischen Brille, die den Blick auf drängende Probleme unserer Zeit systematisch verstellt. Diese Kritiker bilden sich ihre eigenen, häufig sehr dezidierten Meinungen zu Fehlentwicklungen in der Weltwirtschaft und zu ihrer möglichen Behebung, ohne dabei das Fundament eines Studiums der Betriebs- oder Volkswirtschaftslehre in Anspruch zu nehmen. Aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht sind derartige Kritiker meist unvollständig und einseitig informiert sowie unsachlich oder gar ideologisch orientiert. Umgekehrt aber können auch Wirtschaftswissenschaftler in den Augen der Kritiker als „Fachidioten“ erscheinen, denen ebenfalls eine – durch die mathematische Darstellung nur verschleierte – ideologische Argumentationsweise vorgeworfen wird.

Zwischen den Hauptströmungen der heutigen Wirtschaftstheorie und den Positionen der Globalisierungskritik besteht weitgehend Sprachlosigkeit. Das sollte Anlass zum Nachdenken geben. Die Vorstellungen über die Wirtschaft, die es in einer Gesellschaft gibt, haben prakti-

sche Auswirkungen, insofern sie in diffuser Weise in das wirtschaftliche Handeln der Individuen und die wirtschaftspolitischen Entscheidungen der verschiedenen politischen Institutionen eingehen. Denn was in einer Wirtschaft geschieht und sich auf das Leben aller Beteiligten auswirkt, hängt auch davon ab, was die wirtschaftlichen Akteure über die Wirtschaft denken. Worin die innere Systematik der Verkettung wirtschaftlicher Handlungen im Rahmen der Wirtschaft eines Staates oder einer Welt besteht, welche Folgen daraus für Individuen und Gesellschaft hervorgehen, ob und wie man die Dynamik einer Wirtschaft auf verschiedenen Ebenen steuern kann, das sind Fragen von *überragendem allgemeinen Interesse*. Die öffentlich sichtbare Entscheidung darüber ist weder Sache der Wirtschaftswissenschaftler noch der Globalisierungskritiker, sie wird gefällt im Bereich der *Politik*. Politiker mögen in ihren wirtschaftspolitischen Beschlüssen zwar von Wirtschaftswissenschaftlern beraten sowie von Stimmen aus den Medien, der Wirtschaft und der Kultur beeinflusst werden (zu derartigen Stimmen zählen auch die Globalisierungskritiker); langfristig aber benötigen wirtschaftspolitische Entscheidungen, zumindest in rechtsstaatlichen Demokratien, die Zustimmung der Mehrheit der Bürger. Es sind also die *Bürger*, die über die Wirtschaft, zumindest insofern sie eine öffentliche Angelegenheit ist, zu entscheiden *legitimiert* sind. In einem demokratischen Rechtsstaat haben nicht Wissenschaftler, sondern Laien – denn als solche sind die meisten Bürger eines Staates anzusprechen – in wirtschaftspolitischen Kursbestimmungen das letzte Wort. Ob allerdings Politik und Wirtschaft den Kurs nehmen, den dieses Wort ihnen vorschreiben möchte, ist eine ganz andere Frage.

Wirtschaftswissenschaftler beklagen sich von Zeit zu Zeit darüber, dass sie mit ihren Hinweisen auf das Offensichtliche so wenig Gehör fänden. Globalisierungskritiker empören sich wiederum, dass eine breite Öffentlichkeit kaum Notiz nehme von evident skandalösen Tatsachen im Bereich der Weltwirtschaft. Beide Seiten aber sehen zu wenig, dass es für Laien äußerst schwierig ist herauszufinden, wie es wirklich um die Wirtschaft steht. Hören die Bürger auf öffentlichkeitswirksame Wirtschaftswissenschaftler, so treffen sie einerseits überall auf Leitworte wie „Wettbewerb“, „Effizienz“, „Wachstum“, „Deregulierung“, „Flexibilisierung“, „Privatisierung“, andererseits aber werden sie bei näherem Hinsehen mit quantitativen Erhebungen, Statistiken und mathematischen Beweisverfahren konfrontiert. Hören die Bürger auf die Globalisierungskritiker, so begegnen sie einerseits pauschalen Schuldzuweisungen, bezogen auf „die Weltwirtschaft“, „den Kapitalismus“, „das Finanzkapital“, „den Freihandel“, „den Neoliberalismus“ oder „die multinationalen Konzerne“, andererseits werden sie mit einer Auflistung zahlreicher konkreter Fälle offensichtlicher Ungerechtigkeit konfrontiert, als deren Verursacher einzelne Firmen, aber auch Regierungen oder übernationale Institutionen

wie der Weltwährungsfonds oder die Welthandelsorganisation (WTO) angegeben werden. Obwohl inzwischen manche Wirtschaftswissenschaftler, wenngleich eher vorsichtig, zu den Globalisierungskritikern zählen und andererseits manche dieser Kritiker ein gründliches Studium der Wirtschaftswissenschaften nicht mehr für reine Zeitverschwendung halten, kann von einem Dialog zwischen beiden Seiten, einer Klärung der strittigen Positionen einerseits und der Gemeinsamkeiten andererseits kaum die Rede sein.

1.2 Was ist Wirtschaft

Auf den ersten Blick mag es befremden, wenn hier wissenschaftliche Positionen auf einer Ebene mit globalisierungskritischen Standpunkten abgehandelt werden, die außerwissenschaftlicher Herkunft sind. Würde es sich um physikalische oder biologische Fragen handeln, so würde kaum jemand bestreiten, dass in Zweifelsfällen die alleinige Zuständigkeit bei den Wissenschaftlern liegen sollte. Kann es in wirtschaftlichen Fragen anders sein?

Die Wirtschaft, wie sie in der Öffentlichkeit – auch von seiten der Globalisierungsgegner – diskutiert wird, ist nicht dasselbe wie die Wirtschaft, von der die Wirtschaftswissenschaften sprechen.¹ Zwar können Wirtschaftswissenschaftler auf Fragen, die sie sich für ihre Untersuchungen vornehmen, präzise Antworten geben, aber die Fragen der Wirtschaftswissenschaftler sind nur selten diejenigen Fragen, die die Gesellschaft stellt. Die Fragen der Wirtschaftswissenschaftler beziehen sich in der Regel nicht auf eine reale Wirtschaft, sondern auf eine idealisierte, klar und deutlich fassliche, aus in der Regel wenigen Elementen konstituierte Modellwelt, und es ist eher die Ausnahme, dass man einen direkten Weg von der Modellwelt zur wirtschaftlichen Realität angeben kann. In einer sehr kritischen Betrachtung seiner eigenen Disziplin schreibt der Ökonom Mark Blaug: „Wirtschaftswissenschaften, wie sie heute an den angesehenen Universitäten gelehrt werden, sind mehr und mehr mit rein formalen Techniken befasst.....Um den Titel eines populären Musicals zu paraphrasieren: 'No Reality, Please. We're Economists'.“²

Was die außerwissenschaftliche Öffentlichkeit hingegen Wirtschaft nennt, ist ein unbestimmter und komplexer Zusammenhang von persönlich erfahrenen Ereignissen und aus den Medien entnommenen Informationen, bei deren Deutung Erlebnisse, Beobachtungen, Vorurteile und Schlussfolgerungen bzw. Fehlschlüsse sich auf schwer zu entwirrende Weise mischen; auch die Globalisierungskritiker beziehen sich in der Regel auf Wirtschaft in diesem

¹ Vgl. Faber, M., Was ist Wirtschaft? Was ist die Wissenschaft von der Wirtschaft, in: Dialektik 1999/3, Horizonte ökonomischen Denkens, hsg. v. M. Faber, B. Falkenburg u. R. Manstetten, Hamburg, Meiner, 1999, S. 13-41.

² Blaug, M., The Disease of Formalism in Economics, or Bad Games That Economists Play, Jena, Schriftenreihe des Max-Planck-Instituts zur Erforschung von Wirtschaftssystemen, 1998, S. 4 f., eigene Übersetzung.

Sinn. Diese Vorstellungen von Wirtschaft sind häufig mit sehr persönlichen Wünschen, Erwartungen und Ängsten verbunden. Wie aber die Wirtschaft als Modellwelt der Wissenschaft und die Wirtschaft als außerwissenschaftlicher Erfahrungs- und Meinungskomplex zueinander stehen, wie die Bedeutung von Begriffen sich verändert, je nachdem ob sie auf die Modellwelt der Wissenschaft oder die Welt außerwissenschaftlicher Vorstellung bezogen werden, das liegt bis heute zum größten Teil im Dunkel; denn eine Diskussion darüber findet in der Regel weder in den Wirtschaftswissenschaften noch an anderen Orten statt.

So kommt es, dass Wirtschaftswissenschaftler und Öffentlichkeit nur teilweise über dasselbe reden, wenn es um die Wirtschaft geht. Teils meinen sie *mit gleichen Begriffen Verschiedenes*, teils reden sie *in verschiedenen Sprachen über das Gleiche*, teils aber *sprechen sie in verschiedenen Sprachen über Verschiedenes* und nur in Ausnahmefällen gebrauchen sie Begriffe eindeutig und in Bezug auf dieselbe Sache.

Vor diesem Hintergrund ist zu fordern, dass die verschiedenen Vorstellungen von Wirtschaft zusammengebracht werden. *Die Wirtschaft als Gegenstand der Wirtschaftswissenschaften und die Wirtschaft als außerwissenschaftlicher Komplex von Erlebnissen, Beobachtungen, Meinungen, Wünschen und Ängsten sollten in einer gemeinsamen Sprache thematisiert werden.* Anders ist ein echter Dialog über die Wirtschaft zwischen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Positionen kaum denkbar. Auf welchem Feld aber sollte ein solcher Dialog stattfinden, der Raum geben würde sowohl für alle Erkenntnisse der Wissenschaft, soweit sie für die Wirklichkeit relevant sind, als auch für die Klärung aller kritischer Anfragen, die sich auf Wirtschaft beziehen?

1.3 Die Aufgabe der Philosophie

In den folgenden Ausführungen wird der Versuch gemacht, in der Philosophie ein gemeinsames Feld für den soeben geforderten Dialog zu bereiten. Dass die Philosophie dafür geeignet ist, kann nicht in abstracto belegt werden, es soll vielmehr auf dem Wege einer philosophischen Darstellung der Wirtschaft in concreto gezeigt werden. Da es indes viele und heterogene Vorstellungen von Philosophie gibt, wird zunächst ein Vorverständnis von Philosophie in einem Sinne entwickelt, wie er für die folgenden Betrachtungen zur Wirtschaft vorausgesetzt wird.

Philosophie ist nicht nur eine Spezialdisziplin im Wissenschaftsbetrieb unter anderen Disziplinen. Vielmehr findet ihr auch die Untersuchung von Fragen statt, die jeden Menschen beschäftigen. Als solche Fragen formulierte Immanuel Kant drei Grundfragen aller Philosophie:

Was kann ich wissen?

Was darf ich hoffen?

Was soll ich tun?³

Implizit sind in diesen Fragen weitere Fragen enthalten, z. B.: Was ist Wahrheit, was ist Gerechtigkeit, was ist gut oder böse, was ist Freiheit, was ist Liebe, was ist Glück, worin besteht ein gutes Leben für die Menschen, was ist die Natur, was ist der Ursprung allen Daseins, was ist Erlösung? Hinter diesen drei Fragen der Philosophie aber steht diejenige Frage, um die, so Kant, alles philosophische Suchen kreist: Was ist der Mensch?

Jeder Mensch, der sich mit derartigen Fragen beschäftigt, ist in gewisser Weise bereits Philosoph. Allerdings ist es die besondere Aufgabe der Philosophie als einer Disziplin, Anweisungen zu geben, wie man begrifflich und methodisch mit solchen Fragen vernünftig umgehen kann: Nur begründete Antworten können Geltung beanspruchen. Zur Philosophie gehört daher wesentlich die *Kritik*, das Wort „Kritik“ im ursprünglichen Sinn seiner altgriechischen Herkunft: „Scheidung“ und „Unterscheidung“. Zu scheiden ist zwischen klaren und deutlichen Begriffen einerseits, mehrdeutigen Ausdrücken andererseits, begründeten Argumentationen einerseits, unbegründeten andererseits, zwischen bloßen Meinungen, Vorurteilen und Behauptungen einerseits und durch geprüfte Erfahrung bekräftigten Positionen andererseits, zu scheiden ist schließlich zwischen Ideologie und Erkenntnis. Die Fähigkeit zur Kritik im Sinne der rechten Unterscheidung ist nötig, um Antworten auf die obigen Grundfragen, wie sie etwa aus der Religion oder den Natur- und Gesellschaftswissenschaften angeboten werden, kritisch sichten und bewerten zu können.

Im Lichte dieser Grundfragen kann die Philosophie sich auch der Wirtschaft zuwenden. Nicht so, dass sie mehr wüsste als das, was Wirtschaftswissenschaftler, kritische Laien und alle anderen Wirtschaftsteilnehmer über dieses Thema wissen. Wohl aber stellt sie eine eigene Form des Hinsehens dar, die Züge an der Wirtschaft erhellen kann, die sonst wenig beachtet werden. Drei Eigenarten dieses Hinsehens sollen hier hervorgehoben werden:

(i) Wo Gegner jeweils das Recht ihrer Seite und das Unrecht der anderen behaupten, enthält sich die Philosophie zunächst jeglicher Stellungnahme. Gleichzeitig aber versucht sie, beide Seiten zu verstehen, bis sie in ihrem Anliegen, ihrer Leistung und ihren Grenzen erkannt sind. Häufig ist es dazu erforderlich, eine gemeinsame Sprache zu finden, in der sich beide Seiten verständigen können, damit klar wird, worüber der Streit überhaupt geht und was die wirklichen Streitpunkte sind. Dazu müssen gegensätzliche Positionen in eine Begrifflich-

³ Kant, I.: Logik, in: W. Weischedel, Kant, Werkausgabe, Bd. VIII, Suhrkamp, Frankfurt, 1800/ 1974, S. 446. Vgl. hierzu Faber, M. u. Manstetten, R., Mensch – Natur – Wissen. Grundlagen der Umweltbildung, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 2003, S. 31 ff.

keit übersetzt werden, in der sie miteinander verglichen und gegeneinander gewertet werden können. Philosophie, so verstanden, ist eine *Haltung*, zu der allerdings zugleich eine langwährende *Schulung* und *Übung* gehört. Eine Position darzustellen, ohne an ihrer Einseitigkeit teilzuhaben, bedeutet, ganz in diese Position hineinschlüpfen zu können, ohne sich im geringsten mit ihr zu identifizieren, und zugleich ganz außerhalb ihrer zu verbleiben. Das verlangt insbesondere, die Vorstellungen und Denkformen, in denen sich die entsprechende Position artikuliert, nachvollziehen zu können, ohne sich in die Enge des Gesichtskreises, der durch diese Formen umschrieben wird, einschließen zu lassen. Philosophie ist daher in der Regel nicht imstande, umstrittene Fragen zu lösen, wohl aber kann sie bei ihrer Klärung helfen.⁴

(ii) Bezüglich der Wirtschaft lässt sich zeigen, dass sowohl in wesentlichen Grundsatzpositionen innerhalb der Wirtschaftswissenschaften als auch in Überzeugungen der Laien bestimmte Voraussetzungen philosophischer Natur implizit enthalten sind – Voraussetzungen wissenschaftstheoretischer, ethischer, sozial-, natur- und religionsphilosophischer Herkunft, die sich direkt auf die genannten Grundfragen der Philosophie beziehen. Die Klärung dieser Voraussetzungen wird zunächst den Konflikt zwischen den Wirtschaftswissenschaftlern und den Laien offensichtlich machen, insofern erkennbar wird, wo sich beider Wege scheiden. Damit aber ist mehr als eine bloße Information über die Konfliktlinien gewonnen: Erst wenn man genau weiß, worüber man sich uneinig ist und aus welchen Gründen, besteht überhaupt die Möglichkeit der Einigung.

(iii) Schließlich, und das ist vielleicht der wichtigste Gesichtspunkt, gehört zur Philosophie die Bereitschaft, eine Sache denkend so anzufassen, als ob wir nichts über sie wüssten und sie zum ersten Male trafen. Wenn wir im Folgenden anlässlich der Frage nach der Wirtschaft die Philosophie immer wieder im Sinne der Gesichtspunkte (i) und (ii) vergegenwärtigen, so geht es vor allem darum, uns vor aller wissenschaftlichen Spezialisierung und vor allem Engagement der Laien zu fragen, mit dieser Frage wie von vorne zu beginnen. Das bedeutet aber, dass wir uns fragen müssen, was Wirtschaft eigentlich ist.

⁴ Was Immanuel Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“ (§ 40) als „Maximen des gemeinen Menschenverstandes“, also als oberste Grundsätze für jedes seinem Gegenstand angemessene Denken bezeichnet, lässt sich vor allem in den beiden folgenden Punkten 1 und 2 auf die hier dargestellte Auffassung von Philosophie beziehen. Kant nennt folgende oberste Grundsätze des Denkens: „1. Selbstdenken; 2. An der Stelle jedes andern denken; 3. Jederzeit mit sich selbst einstimmig denken.“ Die erste Maxime fordert vom Menschen, sich zu befreien vom „Bedürfnis von andern geleitet zu werden“. „Was die zweite Maxime der Denkungsart betrifft,“ so bemerkt Kant, dass es „einen Mann von *erweiterter Denkungsart* anzeigt, wenn er sich über die subjektiven Privatbedingungen des Urteils, wozwischen so viele andere wie eingeklammert sind, wersetzt, und aus einem *allgemeinen Standpunkte* (den er dadurch nur bestimmen kann, daß er sich in den Standpunkt anderer versetzt) über sein eigenes Urteil reflektiert.“

In den folgenden Passagen wird Wirtschaft zunächst als ursprüngliches Phänomen menschlicher Erfahrung dargestellt. In der Entfaltung dieses *erfahrungsbezogenen Wirtschaftsbegriffes*, wie wir ihn nennen können, gelangen wir an einen Punkt, der es nötig macht, ausdrücklich die Sicht der Wirtschaftswissenschaften hinzuzunehmen. Dadurch wird zum einen deutlich, dass diese Sicht wesentlich für das Verständnis der Wirtschaft ist, zum anderen aber zeigt sich, dass die Wirtschaft, wie sie Gegenstand der Wirtschaftswissenschaften ist, nichts Ursprüngliches ist, sondern etwas Abgeleitetes. Sie setzt bestimmte menschliche Dispositionen sowie Gegebenheiten in Gesellschaft und Natur voraus, deren Dasein für viele Kulturen und Epochen keineswegs als selbstverständlich angenommen werden darf. Eine kritische Prüfung der Implikationen dieser Voraussetzungen sowie die empirische Überprüfung ihrer Gültigkeit in den jeweils konkreten Fällen müsste notwendiger Bestandteil wirtschaftswissenschaftlicher Untersuchungen sein. Wenn die Wirtschaftswissenschaften ihren Wirtschaftsbegriff anwenden, ohne seine Voraussetzungen zu reflektieren, können sie zu irreführenden Resultaten gelangen: Das Abgeleitete und Voraussetzungsreiche wird falsch verstanden, wenn es als das Ursprüngliche und Unmittelbare aufgefasst wird. Diesen Schein aufzuheben ist eine der Intentionen der folgenden Überlegungen.

2. Die Wirtschaft als Gegenstand der Erfahrung und der Reflexion

2.1 Die Natur und die Sorge

Die Sorge um *die materiellen Lebensgrundlagen*, Nahrung, Kleidung, Haus, Mobiliar sowie um vieles weitere Nützliche und Angenehme, das ist das Erste, was Menschen in der Regel mit dem Begriff „Wirtschaft“ verbinden. Diese Sorge unterscheidet den Menschen von den meisten anderen Lebewesen. Begnügen diese sich entweder mit dem, was unmittelbar da ist, oder richten sich, dem Trieb folgend, auf das jeweils Nächste, das ihrem Leben förderlich erscheint, so sieht der Mensch in der Sorge das Gegenwärtige immer im Hinblick auf das Zukünftige, vor dem er sich fürchtet, auf das er hofft, und mit dem er doch zugleich rechnet. Mangel, Leid und Krankheit sollen vermieden, der Tod so lange wie möglich aufgeschoben werden. Nicht zum Nächsten, sondern zum nur als Vorstellung anwesenden Übernächsten zieht den Menschen die Sorge um die Lebensgrundlagen. Denn jenseits dessen, was wirklich anwesend ist, möchte er etwas, was nie, außer in der Erwartung, anwesend sein kann: Er will Sicherheit, er möchte, dass ihm das tägliche Brot und der weitere Lebensunterhalt nicht nur heute, sondern auf unabsehbare Zeit hin gegeben wird. Somit bezieht sich das Wirtschaften der Menschen nicht nur auf die gegenwärtigen Grundlagen des Lebens, sondern auch auf das *Dasein und die Fortdauer einer Vielzahl von Lebensmöglichkeiten*, aus denen die Menschen jeweils das ihnen dienlich Erscheinende *wählen* können. Zur Sorge gehört wesentlich der Versuch, Lebensmöglichkeiten abzusichern.

In allen Gesellschaftsformen sind die Menschen in ihrer Sorge von der äußeren Natur abhängig. In der Sprache der heutigen Physik sind es *Materie* und *Energie*, die alles Leben, auch das menschliche, tragen. In der Sorge erscheinen sie als Vorgegebenheiten der Natur, die erschlossen und transformiert werden müssen in Produkte menschlicher Arbeit, um in neuen Gestalten als Lebensgrundlagen im Bezirk der Sorge wirksam zu werden, bis sie schließlich aus diesem Bezirk in anderen Formen – als Abfälle, Abwasser oder Abluft – wieder in die Natur entlassen werden. Allerdings können sie später – etwa als Schadstoffe – wiederum in den Bezirk der Sorge gelangen, diesmal aber in einer Weise, die die Lebensgrundlagen der Menschen gefährdet. Konkret erleben Menschen die Natur innerhalb ihrer Angewiesenheit auf Sonne, Luft, Wind, Regen, Wärme und Kühlung, Flüsse und Seen, Erdboden, Bodenschätze, Landschaftsformationen, Pflanzen und Tiere etc.

Aber auch sich selbst erleben Menschen als Natur. Zum einen ist damit ihre gebrechliche, allzeit gefährdete Leiblichkeit angesprochen, die sie, ebenso wie seelische Dispositionen – Aggression, Begierde und Trägheit – nur schwer unter Kontrolle bringen können. Zum anderen ist aber auch ihr Vermögen, die äußere und innere Natur zu beherrschen, in gewisser Wei-

se selbst Natur. Die Menschen bedürfen bestimmter Begabungen, die in ihnen angelegt sind, sie bedürfen der Schöpferkraft, der Findigkeit und Geschicklichkeit, die allerdings durch Bildung und Übung gefördert werden können, um die instabile Natur, die sie umgibt, und die gebrechliche Natur, die ihr eigenes Erbteil ist, in Dienst nehmen können. Natur ist, ganz allgemein gesprochen, das von Menschen nicht Gemachte und Machbare, das ihnen vor und in allem Machen und Tun als ein im letzten stets *Unverfügbares* begegnet. Sie können diese Natur mit ihrem Tun schädigen oder schonen, sie können der äußeren Natur durch Technik, der eigenen Natur durch Erziehung und Bildung zunehmend reichere und komplexere Lebensmöglichkeiten abgewinnen, aber sie können die Natur nie ganz bezwingen. Es bleibt ein Moment des Unbeherrschbaren.

Die Angewiesenheit auf die äußere Natur und die Gebrechlichkeit der eigenen leib-seelischen Natur kann gleichsam als der Stachel in aller menschlichen Sorge angesehen werden. Selbst wenn nichts versäumt ward, kann es ganz anders kommen, als es die Sorge will: Katastrophen aus der äußeren Natur, wie Dürre, Flut, Erdbeben oder Seuchen, oder Phänomene wie Grausamkeit, Unterdrückung, Gewalttätigkeit und Krieg, die die Abgründigkeit der Menschennatur bezeugen, können alles zunichte werden lassen, was von Menschen mühsam besorgt wurde. Sorge kann daher in Furcht, Angst, Panik und Verzweiflung umschlagen. Andererseits kann die menschliche Angewiesenheit auf Natur auch als Quelle der Gelassenheit in aller Sorge betrachtet werden: Der Bauer, der den Boden sorgfältig bearbeitet, das beste Saatgut ausgewählt und zur rechten Zeit eingesät hat, weiß gleichwohl, dass das Gedeihen nicht in seinen Händen liegt, und mag es daher getrost einem Anderen überlassen. Der Gereifte, der seine Gaben und Schwächen recht einzuschätzen weiß, bescheidet sich damit, nach Kräften das Seine zu tun, in der Hoffnung, dass sich, wenn alle das Ihre tun, auch der Segen ergibt, den kein Machen und Tun herstellen kann. Die Beziehung der Sorge zur Natur kann daher die Menschen öffnen für das Unverfügbare, das, jenseits der Bewirtschaftung der Lebensgrundlagen, den Grund ihres Daseins ausmacht. Aufmerksamkeit für das, was vor allem Tun da ist, und Dankbarkeit dafür, dass es in ihre Hand gegeben ist, sind ursprüngliche Haltungen der sorgenden Menschen im Angesicht des Göttlichen.

2.2 Die Wirtschaft und das Hauswesen

Die Sorge um die Lebensgrundlagen kann im menschlichen Leben zunächst nicht von anderen Arten der Sorge genau getrennt werden: In vielen Epochen und Kulturen erfährt der Mensch sein Leben als ein diffuses Ganzes, worin die Bereiche, die wir heute als Privatleben, Wirtschaft, Politik, Kultur, Kunst, Wissenschaft und Religion bezeichnen, ungeschieden in-

einander fließen. So sorgt sich der Mensch um die Beziehung zu seinen Mitmenschen, er sorgt sich um die Gestaltung seines Lebensraumes, er sorgt sich um seine Kultur, indem er sich um die Überlieferung des Überlieferungswerten kümmert und zugleich neue Impulse sucht, er sorgt sich um die Beziehung zum Göttlichen, und hinter all dem steht die Sorge um das Leben als Ganzes, das durch Elend, Krankheit, menschliche Torheit und Bosheit, insbesondere aber durch das Bewusstsein, sterben zu müssen, immer wieder infrage gestellt wird.

Innerhalb dieser allumfassenden Sorge wird der Bereich der Wirtschaft in den älteren Auffassungen, wie sie für das Abendland maßgeblich durch Aristoteles (384 – 322 v. Chr.) geprägt wurden, beschränkt auf Sorge im Sinne der *elementaren Versorgung* und *Vorsorge*: auf die Befriedigung der Bedürfnisse des heutigen Tages in der Weise, dass sie auch für eine gewisse Frist kommender Tage gesichert erscheint.⁵ Nahrung, Kleidung und Wohnung sind die primären Anlässe der Sorge in der *Oikonomia*. Der Ausdruck *Oikonomia* bezeichnet die Verteilung von Tätigkeiten und Gütern im Rahmen der *Hauswirtschaft*. Diese Bedeutung ist die ursprüngliche des Wortes *Ökonomie*, das aus dem Altgriechischen stammt und in sich die Bestandteile *Oikos* (Haus) und *Nomos* (Ordnung, Gesetz, Regelung der Aufteilung) verbindet. In der Hauswirtschaft bemühen sich Menschen darum, das Natürliche, das außerhalb ihrer selbst liegt, so herzurichten, dass es ihnen als Grundlage für ihr bedürftiges Leben *dienlich* wird. Menschliche Tätigkeit ist im Rahmen der Hauswirtschaft *Arbeiten* und *Herstellen*, gegenüber dem Lebendigen auch *Hegen*, *Aufziehen* und *Züchten*.

Hinter dem Bild der Hauswirtschaft steht eine *agrarische Welt*, in der die einzelnen Einheiten – die von häufig aristokratischen Gutsherrn innerhalb von patriarchalischen Strukturen geführten Gutshöfe – weitgehend auf der Basis der *Selbstversorgung* subsistieren. Der *Oikos* im altgriechischen Sinne meint demgemäß mehr als ein Gebäude und seine Bewohnerschaft. Das Haus im Sinne der *Oikonomia* ist das, was man heute als Hauswesen ansprechen könnte; es umfasst von Aristoteles bis ins 18. Jahrhundert die Großfamilie, Knechte und Mägde, Groß- und Kleinvieh sowie Gärten, Äcker, Wiesen und Wälder. In der Hauswirtschaft ist Wirtschaft Angelegenheit einer Lebensgemeinschaft; die wirtschaftenden Menschen erscheinen nicht als Individuen mit unterschiedlichen Interessen, sondern als Mitwirkende am Leben einer Gemeinschaft.

Zu den alltäglichen Bedürfnissen, deren Raum die Hauswirtschaft ist, zählen in Hochkulturen weitere Bedürfnisse, auf die die Sorge sich erstreckt: Alle Dimensionen des Angenehmen und Luxuriösen, aber tendenziell auch alles, was zu den Bereichen Machtausübung, Re-

⁵ Vgl. Aristoteles, Politik, übers. und hsg. v. F. Susemihl und W. Kullmann, Reinbek b. Hamburg, Rowohlt, 1994, S. 46 (1252 b 10 ff).

ligion, Bildung, Kunst und Wissenschaft gehört. Sofern die *Oikonomia* sich mit der Sorge um die Grundlagen dieser Bereiche beschäftigt, muss sie über den Raum des Hauswesens hinausgehen. Damit ist bereits am Anfang des systematischen Nachdenkens über das Wirtschaften, wie er sich bei Aristoteles findet, die Vorstellung einer Wirtschaft anvisiert, die nicht reine Hauswirtschaft ist, sondern eine ganze Gesellschaft im Rahmen des Staates betrifft. Sind Machtausübung, Religion, Bildung, Kunst und Wissenschaft auch nicht wirtschaftlicher Natur, so gehört gleichwohl zu ihrem Dasein und ihrer Entfaltung eine wirtschaftliche, wesentlich mit Versorgung und Vorsorge zusammenhängende Seite. In der *Oikonomia* ist somit bereits angelegt, was in der europäischen Neuzeit unter dem Titel *Politische Ökonomie* thematisiert wird.

2.3 Arbeitsteilung, Abhängigkeit und Tausch

Die Wirtschaft als Bereich der Sorge kann in einfachen Gesellschaften in der Form der *Selbstversorgung* kleiner wirtschaftender Einheiten stattfinden, die untereinander keinen oder geringen Austausch pflegen und das für sie Notwendige und Angenehme selbst herstellen und verteilen. Solche Einheiten hat Aristoteles vor Augen, wenn er seine Hauswirtschaft (s. Abschnitt 2.2) konzipiert. Aber schon auf frühen Stufen der Entwicklung der Menschheit fügen sich mehrere dieser Einheiten in einer größeren Gemeinschaft zusammen, innerhalb deren sie ihre Aktivitäten zusammenführen. Diese Gemeinschaft ist der *Staat*. Der Staat umgrenzt die verschiedenen wirtschaftenden Gemeinschaften, indem er sie etwa gegen äußere Angriffe schützt und in seinem Innern Frieden und Sicherheit gewährleistet, er bildet zugleich kulturelle, religiöse und politische Strukturen aus und stellt öffentliche Güter wie Straßen, Kanäle, Bildungseinrichtungen etc. bereit, die für alle Mitglieder dieser Gemeinschaften bedeutsam sind. Bereits seit dem Aufkommen agrarischer Lebensformen sind *Produktion* und *Distribution* im Staat oder in einer staatsähnlichen *Gemeinschaft* elementare Grundbestimmungen aller Wirtschaften. Damit wächst in diesen Gesellschaften einerseits die *wechselseitige Abhängigkeit der Menschen* untereinander, wie sie sich in der *Arbeitsteilung*, der zunehmenden Spezialisierung menschlicher Tätigkeiten manifestiert, andererseits aber entstehen Formen übergreifender Integration.

Wachsende Arbeitsteilung hat zur Folge, dass eine Wirtschaft innerhalb eines Staates sich (i) einerseits zunehmend in unterschiedliche Einheiten und Sektoren *partikularisiert* und dass (ii) andererseits ein zunehmender Bedarf entsteht, das Wirken dieser Einheiten in ihrer Gesamtheit zu *koordinieren*.

Zu (i) Als Gemeinschaften, die ihr je eigenes Gemeinschaftsleben ausbilden, sind wirtschaftliche Einheiten ohnehin unterschieden in ihrer je eigenen Individualität. Zugleich aber bilden sich Typen von Gemeinschaften aus gemäß der je unterschiedlichen Aktivitäten der wirtschaftenden Einheiten. Lebensgefühl, Gemeinschaftsstruktur und Weltbild bei Ackerbauern, Viehzüchtern, Schmieden, Schustern, Schneidern, Töpfern, Ärzten, Kaufleuten, Kriegern und Priestern weisen innerhalb der jeweiligen Gruppen Muster von Ähnlichkeiten auf, unterscheiden sich aber jeweils von anderen Gruppen. Wirtschaften in verschiedenen Epochen und Kulturen weisen epochen- und kulturspezifische Differenz auf. Auch in modernen Wirtschaften lassen sich solche Differenzen noch aufweisen. Daher gibt es im Bereich der Produktion von Gütern und der Bereitstellung von Dienstleistungen eigentlich nicht *die* Wirtschaft, sondern nur *Wirtschaften im Plural*, Einzelwirtschaften als kleinere oder größere Gemeinschaften mit individuell oder kulturell ausgeprägten Zügen, die über strukturelle Analogien hinaus kaum etwas gemeinsam haben. Jede Einzelwirtschaft muss in ihrer Besonderheit ernstgenommen werden, und auch eine tiefgreifende Analyse kann nur auf Ähnlichkeiten zwischen ihnen stoßen, kaum je aber auf allgemeine Gesetze, die für sie alle gelten.

Zu (ii) Die individuellen Einzelwirtschaften tragen zusammengenommen zum wirtschaftlichen Leben in der größeren Gemeinschaft des Staates bei, dessen Lebensgrundlage sie erwirtschaften. Dazu müssen ihre Aktivitäten in irgendeiner Weise *koordiniert* werden. Im Ägypten der Pharaonen beispielsweise verlief eine derartige Koordination über die zentrale Institution des Tempels. Das meiste, was in Landwirtschaft und Handwerk produziert wurde, wurde in den Tempeln gelagert und von dort nach bestimmten, religiös begründeten Maßstäben an die Bevölkerung verteilt. Eine sich von dieser zentral geregelten Verteilung systematisch unterscheidende Form von Koordination, die in vielen Gesellschaften verbreitet ist und vor allem moderne Wirtschaften prägt, ist der *Markt*. Eine wirtschaftliche Einheit, die sich nicht selbst versorgen kann, muss die Resultate ihrer eigenen Tätigkeit eintauschen können gegen Güter und Dienste, die sie benötigt, ohne sie selbst herstellen zu können. Der Markt ist der Ort, an dem die Menschen in bestimmten quantitativen Verhältnissen, die sie frei miteinander vereinbaren, Güter und Leistungen untereinander austauschen. Im Gegensatz zu Gesellschaften, in denen wie im alten Ägypten die Zuteilung zentral gelenkt wird, ohne dass die von ihr Betroffenen dagegen Einspruch erheben können, gewähren marktwirtschaftlich organisierte Gesellschaften dem autonomen wirtschaftlichen Handeln der Menschen weiten Raum. Jeder darf nach eigenen Maßstäben für sich selbst sorgen; das bedeutet aber auch, dass jeder, ob es ihm passt oder nicht, für sich selbst sorgen *muss*. Unterschiedliche Einzelwirtschaften

kommen im Markt darin überein, dass sie einander als freie und gleichberechtigte Tauschpartner gegenüberreten.

2.4 Gutes Wirtschaften: Klugheit und Gerechtigkeit

Gerade die Unterschiedenheit der Menschen trägt zur Vielfalt ihrer Lebensgrundlagen und –perspektiven bei. Aufgrund der Arbeitsteilung und des Austausches ihrer Resultate stehen ihnen Möglichkeiten zur Verfügung, wie sie kein außermenschliches Wesen besitzt, und diese nehmen zu mit dem Grad der technischen, kulturellen und geistigen Entwicklung der Menschheit. Gutes Wirtschaften bedeutet einen Umgang mit diesen Lebensmöglichkeiten nach den Maßstäben (i) der *Klugheit* und (ii) der *Gerechtigkeit*.

Zu (i) Klugheit setzt Erfahrung mit der Nutzung der Kräfte und Ressourcen der Natur sowie Erfahrung im Umgang mit den Menschen voraus. Erstere ist in der Technik gespeichert und kann durch Übung und Wissenschaft weitergegeben werden, letztere ist indes weitaus schwieriger zu erlernen und anzuwenden. Es gibt letztlich keine lehrbare Technik der Menschenführung – man kann allenfalls lernen, bestimmte Fehler zu vermeiden. Wie man sich unter Menschen wechselseitig dazu veranlasst, das für sich und die anderen Bestmögliche zu leisten, das zu wissen ist eine Kunst. Dazu gehört Intuition und klares Urteilsvermögen, wie es etwa den geschickten Kaufmann oder Unternehmer auszeichnet.

Zu (ii) Gerechtigkeit besteht, nach einem römischen Rechtsgrundsatz, darin, einem jeden das Seine zuzuteilen. Demgemäß kann man Gerechtigkeit zunächst als *Distributionsgerechtigkeit* verstehen: als ein vernünftiges Prinzip der Zuteilung von Lebensgrundlagen und Lebensmöglichkeiten an bestimmte Menschen. Dazu gehört auch, Lebensmöglichkeiten all denen unzugänglich zu machen, die damit Missbrauch betreiben, indem sie die Lebensmöglichkeiten anderer Menschen einschränken oder ihnen gar die Lebensgrundlagen entziehen. Der Grundsatz *Jedem das Seine* kann aber auch in einem tieferen Sinn aufgefasst werden: Jeder möge in die Lage versetzt werden, das ihm gemäße Leben zu führen, und nach Kräften auch anderen dazu verhelfen. Dann meint Gerechtigkeit die Übereinstimmung eines jeden Menschen mit sich selbst, mit seiner Gemeinschaft und sogar mit der Gemeinschaft aller Lebewesen. Diese Idee der Gerechtigkeit, die sich aus ethischen und religiösen Quellen speist, erstreckt sich auf die fundamentale Ordnung der Beziehungen von Menschen untereinander, zur Natur und zu ihrem transzendenten Ursprung. Gerechtes Wirtschaften in diesem Sinne bedeutet, dass eine wirtschaftende Einheit nie allein auf ihr eigenes Wohl bedacht sein kann, sondern immer zugleich das Wohl der Gemeinschaft, ja, sogar das Wohl der nicht-menschlichen Lebewesen vor Augen haben muss.

Was klug und gerecht ist bzw. was töricht und ungerecht ist, lässt sich schon im Rahmen kleiner Gemeinschaften nicht immer leicht feststellen. Im Rahmen einer Bürokratie wie der des alten Ägyptens, in der der Einzelne weitgehend von Zuteilungen abhing, deren Herkunft für die Menschen außerhalb einer kleinen Schicht von Priestern und Verwaltungsbeamten kaum noch zu erkennen war, erscheint das Urteil über Klugheit und Gerechtigkeit wirtschaftlicher Handlungen weitaus schwerer. Noch einmal unendlich schwerer erscheint es, angesichts der modernen weltumspannenden Marktwirtschaft zu beurteilen, was klug und gerecht ist. Einem *extrem hohen Maß an Bedürfnisbefriedigung* und gleichwohl ständig wachsenden Ansprüchen, wie sie für die reichen Länder der Welt typisch sind, steht *ungeheure Armut* in weiten Teilen Afrikas, Lateinamerikas und Asiens entgegen – und im Schatten jedes Wirtschaftswachstums vollzieht sich ein bedrohlicher *Schwund der Lebensgrundlagen*. Fast scheint es, als sei die Wirtschaft der heutigen Welt so verfasst, dass sie sich systematisch allen Maßstäben der Klugheit und Gerechtigkeit entziehen würde. Denn sie ist ein universaler Abhängigkeitszusammenhang, der sowohl die Handlungen der an ihr beteiligten wirtschaftenden Menschen als auch die Versuche, sie durch politische Maßnahmen von außen zu steuern, derart ineinander wirken lässt, dass es schier unmöglich scheint, die Resultate einer bestimmten Handlung einzuschätzen und zu beurteilen. Trifft diese Feststellung zu, dann würde sie ein fundamentales Dilemma darstellen. Wenn Menschsein bedeutet, sich in seinem Leben nach Kräften um Klugheit und Gerechtigkeit zu bemühen, dann wäre ein Abhängigkeitszusammenhang, der dieses Bemühen systematisch zum Scheitern verurteilt, obwohl er gleichzeitig für das Dasein der Menschen unentbehrlich ist, eine Infragestellung des Menschseins selbst.

Die damit zusammenhängenden Fragen sollen in den folgenden Abschnitten genauer untersucht werden.

2.5 Universelle Abhängigkeit, Unüberschaubarkeit der Wirtschaft und Anonymität des anderen

Wachsende Arbeitsteilung bewirkt, dass die einzelnen wirtschaftenden Einheiten sich immer mehr spezialisieren. Sie können einen vom Umfang her zunehmend kleineren Bereich von Tätigkeiten immer wirkungsvoller ausüben, sind aber entsprechend mehr darauf angewiesen, dass andere ihnen die Resultate aller derjenigen Tätigkeiten überlassen, deren sie bedürfen, ohne sie selbst herstellen zu können. Zunehmende Arbeitsteilung bedeutet somit wachsende wechselseitige Abhängigkeit und damit eine wachsende Anzahl von Akten des

Tauschs, eine Anzahl, die durch die Einführung des Geldes noch einmal erheblich gesteigert werden kann.

Je stärker die gesellschaftliche Arbeitsteilung und die wechselseitige Abhängigkeit der Menschen entwickelt ist, desto reicher erscheint eine Gesellschaft insgesamt, desto schärfer jedoch treten in Marktwirtschaften *soziale Unterschiede zwischen arm und reich* und damit potentielle Konfliktlinien hervor. Außerdem geht damit eine wachsende Produktivität einher, die in der Vergangenheit impliziert hat, dass *Natur entsprechend massiver* genutzt wird. Im Ganzen erscheinen die wirtschaftlichen Verhältnisse zunehmend unübersichtlicher. Eine sich selbst überlassene Wirtschaft kann zwar auf der einen Seite eine scheinbar endlos wachsende Menge an Gütern und Leistungen hervorbringen, tendiert aber auf der anderen Seite, wenn ihr nicht Grenzen gesetzt werden, zu sozialer Ungerechtigkeit, ökologischer Destruktivität und unüberschaubaren chaotischen Entwicklungen.

Menschliches Wirtschaften ist ursprünglich zweckgebunden: der Zweck ist die Bedürfnisbefriedigung der sorgenden Menschen und derer, für die sie zu sorgen haben. Allerdings sind derartige Zwecke *partikular*. Der Abhängigkeitszusammenhang jedoch, der aus ihrer Verfolgung hervorgeht, überschreitet unter den Bedingungen des modernen Weltmarktes nicht nur den Horizont individueller Lebensführung bei weitem, er scheint auch die Möglichkeiten politischer Steuerung zu überfordern. Indem Menschen, jeder für sich oder seinen kleinen Lebenskreis, ihre Bedürfnisse verfolgen, wirken sie eben dadurch mit an der Gestalt eines von *niemandem zu überschauenden Zusammenhangs*, dessen Resultate ihrerseits keineswegs zweckmäßig erscheinen müssen.

Schon seit einigen Jahrhunderten überschreitet die Abhängigkeit der Menschen untereinander die Grenzen jeder politischen Gemeinschaft. In ihrer Sorge um materielle Lebensgrundlagen und die Vielfalt der Lebensmöglichkeiten sind tendenziell alle Menschen auf der Erde miteinander in Beziehung gebracht: Die Arbeitsteilung und die sie begleitenden Abhängigkeiten umfassen heute den gesamten Globus. Bereits Adam Smith zeigte, dass in das Werkzeug des Schäfers auf dem schottischen Hochland Materialien und Arbeiten eingegangen waren, die aus allen Teilen der Welt stammen mochten:

„Der Bergmann, der Erbauer des Schmelzofens für Erz, der Holzverkäufer, der Köhler, der die Holzkohle für die Schmelzhütte brennt, der Ziegelbrenner, der Maurer, die Arbeiter, die den Ofen bedienen, der Metallwalzer, der Grobschmied und der Feinschmied, sie alle müssen zusammenwirken, um die Schere des Schäfers zustande zu bringen. ... Ohne Mithilfe und Zusammenwirken Tausender Menschen in einem zivilisierten Lande könnte nicht einmal

der allereinfachste Mensch selbst mit jenen Gütern versorgt werden, die wir gewöhnlich (fälschlicherweise) grob und einfach nennen.“⁶

Smiths schottischer Schäfer hat kaum einen von denen zu Gesicht bekommen, die an der Herstellung seiner Schere beteiligt waren. Wenn er auch durch ihren Kauf dazu beiträgt, dass die zu ihrer Herstellung erforderlichen Versorgungsketten erhalten werden, wird er nur das (in Bezug auf ihn) letzte Glied dieser Kette persönlich kennenlernen. Aber selbst derjenige Mensch, dem er die Schere abgekauft hat, interessiert ihn nicht als Person, sondern nur in seiner Funktion, als eben jemand, der diese Schere verkauft, so wie der Verkäufer der Schere sich für unseren Schäfer nur in seiner Funktion als Käufer interessiert – beide können einander außerhalb ihrer Funktionen gänzlich gleichgültig sein. *Die Gleichgültigkeit der Personen füreinander, insofern sie in einer wirtschaftlichen Beziehung zueinander stehen, ist ein Wesensmerkmal der Wirtschaft.*

Damit stellt sich aber für Menschen, die wirtschaften, immer wieder neu die Frage: Werden wir von den anderen bekommen, was wir brauchen? Doch nur dann, wenn sie von uns etwas ihnen zumindest gleichwertig Erscheinendes bekommen. Wie leicht aber ist es möglich, dass das, was wir zu geben haben, keine Wertschätzung findet! Dann aber erhalten wir dafür nichts, mit dem wir andere für ihre Tätigkeiten entgelten können, und erhalten von ihnen wiederum – nichts! Also müssen wir uns, unsere Leistungen und Produkte für andere interessant machen und damit rechnen, dass uns andere fortwährend dadurch belästigen, dass sie uns interessant erscheinen wollen – eventuell ganz unabhängig davon, was wir sind und können und was sie sind und können. Diesen Zustand hat Jean-Jacques Rousseau 1755 folgendermaßen geschildert:

„Man musste sich um seines Vorteils willen anders zeigen als man wirklich war. Sein und Scheinen wurden zwei völlig verschiedene Dinge. Von dieser Unterscheidung stammen der aufsehenerregende Prunk, die täuschende List und alle Laster her, die deren Gefolge ausmachen. Auf der anderen Seite ist der Mensch, so frei und unabhängig er einst war, nunmehr durch eine ganze Reihe neuer Bedürfnisse sozusagen der ganzen Natur untertan, insbesondere seinesgleichen, deren Sklave er in gewissem Sinne wird: Ist er reich, so hat er ihre Dienste nötig, ist er arm, so hat er ihre Unterstützung nötig, und auch mäßiger Besitz setzt ihn nicht instand, ohne sie auszukommen. Er muss sie deshalb ständig für sein Schicksal zu interessieren suchen, und sie ihren Gewinn wirklich oder scheinbar darin finden lassen, für den seinen

⁶ Smith, A., *Der Wohlstand der Nationen*, übers. und hsg. v. H. Recktenwald, München, dtv, 1776/1978, S. 15.

zu arbeiten. Das macht ihn spitzbübisch und arglistig gegenüber den einen, gebieterisch und hart gegenüber den anderen.“⁷

Optimistischer wurde diese Problematik von Adam Smith beurteilt, der – in Kenntnis der Argumentation Rousseaus, die er so hoch schätzte, dass er weite Passagen der Abhandlung, die sie enthält, als erster dem englischsprachigen Publikum präsentierte – gleichwohl eine andere Auffassung vertrat:

„Der Mensch ist fast immer auf Hilfe angewiesen, wobei er jedoch kaum erwarten kann, daß er sie allein durch das Wohlwollen der Mitmenschen erhalten wird. Er wird sein Ziel wahrscheinlich viel eher erreichen, wenn er deren Eigenliebe zu seinen Gunsten zu nutzen versteht, indem er ihnen zeigt, daß es in ihrem eigenen Interesse liegt, das für ihn zu tun, was er von ihnen wünscht. Jeder, der einem anderen irgendeinen Tausch anbietet, schlägt vor: Gib mir, was ich wünsche, und du bekommst, was du benötigst. ... Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, daß sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschenliebe, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.“⁸

2.6 Wirtschaft als Lebensgefühl: Unsicherheit und Angst

Der andere in den Tauschbeziehungen der Wirtschaft hat kein Angesicht. Das entspricht dem Wesen der Marktwirtschaft als einem Lebenszusammenhang, an dem Beteiligte mitwirken, ohne dass sie voneinander wissen und sich wechselseitig wahrnehmen. Eben deswegen können sie aber innerhalb dieses Zusammenhangs nicht anders füreinander sorgen, als dass sie, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, Leistung mit Gegenleistung entgelten – oder sich wenigstens gegenseitig glauben machen, ein solcher Ausgleich finde statt. Aber wenn an irgendeiner Stelle dieses Zusammenhangs Leistungen plötzlich keine Wertschätzung mehr finden, wenn Betrug und Gewalt mitwirken, oder wenn Menschen, etwa wegen Krankheit oder Schwäche herausfallen, ja, wenn ganze Gesellschaften in der Weltwirtschaft nicht die Stelle einnehmen, die für ein menschenwürdiges Leben ihrer Mitglieder nötig wäre – niemand außer den unmittelbar Beteiligten wird es bemerken. Und wenn einige reich, andere bettelarm werden – lebt man nicht in nächster Nähe der Betroffenen, wird man kaum darüber urteilen können, ob dahinter Zufall, persönliches Verdienst bzw. Versagen oder gar Gewalt, Betrug und Ausbeutung stecken, eben weil die Abläufe innerhalb des Abhängigkeitszusammenhangs in-

⁷ Rousseau, J. J., Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen, übers. v. K. Weigand, Hamburg, Felix Meiner Verlag, 1755/1970, S. 221.

⁸ Smith, A., Der Wohlstand der Nationen, übers. und hsg. v. H. Recktenwald, München, dtv, 1776/1978, S. 17.

transparent sind. Unbemerkt mag es auch geschehen, dass Tier- und Pflanzenarten ausgerottet, natürliche Rohstoffe erschöpft und natürliche Umwelten zerstört werden.⁹

Die wechselseitige Verknüpfung der Sorge eines jeden Menschen mit den Sorgen aller anderen hat die Wirtschaft als die Sphäre der anonymen Interaktion aller Menschen hervorgebracht. Die internationalen Finanzmärkte der Gegenwart verstärken diesen Eindruck. Alle Finanztransaktionen stehen im Zusammenhang mit realen Abläufen, mit Bewegungen von Dingen und Tätigkeiten von Menschen: Wie aber das Reale einerseits und die das Reale in mannigfachen Brechungen reflektierenden Finanzmärkte andererseits zusammenwirken, wie die Einflüsse in beide Richtungen gehen, ist kaum zu durchschauen. Eine weitere Undurchschaubarkeit ergibt sich durch die Wirkungen wirtschaftlicher Abläufe über die Zeit: So wird die langfristige Entwicklung der Rohstoffbasis der Menschheit und des globalen Klimas durch die Mobilitätsbedürfnisse der Autofahrer aller Länder, durch das Bedürfnis nach dem Einsatz von Klimaanlage im Sommer und Heizungen im Winter sowie durch die Nachfrage nach energieintensiv hergestellten Produkten beeinflusst. Das Bedürfnis der Einzelnen nach beliebigen Gütern oder nach Wärme oder Erfrischung erscheint an sich harmlos und unbedeutend, die Fahrt mit dem Auto zur Arbeit oder der Flug in den Traumurlaub und ähnliches sind Ausdruck von Bedürfnissen, die man keineswegs als etwas in sich Schlechtes anzusehen geneigt ist. Aber als Folge der Akkumulation derartiger Handlungen entstehen klimawirksame Spurengase, die die Erdatmosphäre erwärmen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass der Golfstrom, dem West- und Nordeuropa seit einigen Jahrtausenden sein günstiges Klima verdankt, als Resultat der von Menschen seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts veranlassten Klimaänderungen seine Aktivität einstellen könnte, oder dass Niederschlagsgebiete sich so verlagern, dass ehemals fruchtbares Land zur Wüste wird, oder dass der Meeresspiegel derart stark ansteigt, dass Tieflandregionen überflutet werden.

Derartig gravierende Einflüsse können aus fast jedem Erwerb oder Gebrauch von Gütern hervorgehen: Wirtschaftliche Produktion ist stets *Kuppelproduktion*, d. h. neben dem *erwünschten* Gut oder der erwünschten Dienstleistung tritt eine Fülle von weiteren Wirkungen auf (z. B. Abluft, Abwasser, Abfall, Klimagase etc.), die vor allem dann, wenn sie mit zeitlicher Verzögerung auftreten, vielfach erst lange nach ihrer Entstehung schädliche Auswirkungen auf das Leben anderer Menschen oder der außermenschlichen Natur ausüben.

⁹ Das schließt nicht aus, dass wir von solchen Problemen etwas erfahren. Aber es ist gerade nicht die Wirtschaft, die uns darüber informiert, sondern es sind politisch oder ökologisch engagierte Menschen, die sich vor Ort ein Bild verschaffen und es über die Medien zu verbreiten suchen, und es sind ihrerseits an solchen Fragen interessierte Menschen, die solche Informationen abrufen. Wer davon nichts wissen will, wird durch die Wirtschaft keineswegs genötigt, aus seinem Unwissen herauszutreten.

Es ist die Anonymität des Wirtschaftsprozesses und die Unüberschaubarkeit seiner Resultate, die vielen Menschen Anlass zur Beunruhigung gibt. Aktienkurse sind über Jahre hinweg extrem gestiegen und scheinen mit einem Mal ins Bodenlose zu fallen; Mitarbeiter, vor kurzem noch händeringend gesucht, werden plötzlich entlassen; Kunden gehen zum Konkurrenten, der viel billiger produzieren kann, als es einem selber möglich ist; eine ganze Region gerät in eine Strukturkrise, weil althergebrachte Betriebe schließen müssen – diejenigen, die dies als Beteiligte erleben, die vielleicht in ganz andere Arbeiten in ganz anderen Orten der Welt eintreten müssen und nicht mehr wissen, wo sie hingehören, verstehen nicht, was und wie ihnen geschieht. Denn sie erfahren: Wenn ich untergehe – wer von denen, die mit mir in dieser Wirtschaft verbunden sind, sieht es, wer wird mir helfen? Und umgekehrt: Wenn diejenigen Unrecht leiden, denen ich die Kleider am Leibe, die Bearbeitung der Mauern meines Hauses und die Bestandteile meines Fahrrads verdanke – wie sollte ich es merken? Wenn meine Autofahrt dazu beiträgt, das Klima in Europa oder anderswo in späteren Zeiten in katastrophaler Weise zu verwandeln, was kann ich als Einzelner, dessen Beitrag so unendlich winzig erscheint, am Gesamtergebnis ändern? Die Sorge, Grundbestimmung aller Wirtschaft, ist daher bei vielen Menschen mit ständiger Besorgtheit oder Besorgnis, oft mit Unsicherheit und Angst verbunden. Dass ein von Menschen in Gang gehaltener Interaktionszusammenhang den Beteiligten als etwas Befremdliches oder gar Erschreckendes entgegentritt, nannten Denker wie Hegel und Marx *Entfremdung*.

So heißt es im Kommunistischen Manifest von 1848: „Die uralten Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle zivilisierten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Weltteilen zugleich verbraucht werden. An die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Produkte der entlegensten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten lokalen und nationalen Selbstgenügsamkeit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen voneinander.“ Die „Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen“, all das bewirkt, wie es weiter heißt, „die fortwährende Umwälzung der Produktion, die unun-

terbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung....“¹⁰

In älteren Zeiten bezog sich die Angst im Rahmen der Sorge vor allem auf die Abhängigkeit von der Natur: In der kleinräumigen Welt vieler Agrargesellschaften brachte etwa das Ausbleiben der Regenzeit Hungersnöte mit sich. Heute aber sind die undurchschauten Interaktionen zwischen den wirtschaftenden Menschen in den unverständlichen Resultaten ihres Zusammenwirkens eine Quelle der Unsicherheit und Angst.

Seit dem Höhepunkte des ungezügelter Kapitalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat man versucht, offensichtliche Fehlentwicklungen der Wirtschaft durch die Wirkung staatlicher Institutionen zu kompensieren. Der Sozialstaat in den sozialen Marktwirtschaften Europas nimmt sich der Schwachen, Arbeitslosen, Kranken und Alten an, Umweltpolitik sorgt sich um den Schutz der Natur. Dennoch machen sich gerade in den letzten Jahren wieder neue Ängste breit: Was bis vor wenigen Jahren noch als Errungenschaft galt, das soziale Netz, gilt plötzlich als zu teuer und als ineffizient, die Umwelt, zu deren Schutz in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts große Summen investiert wurden, ist dennoch in einem global gesehen bedrohlichen Zustand. Woran soll man sich halten? Wirtschaft bleibt also und wird wieder neu – trotz eines Versorgungsniveaus, wie es etwa in Mitteleuropa keine Generation vor uns kannte – ein Bereich der fundamentalen Unsicherheit, ja manches spricht dafür, dass das Lebensgefühl der Menschen in manchen Elendsregionen der Welt mehr Freude an der Gegenwart zulässt als die Unsicherheit in den reichen Gesellschaften des Westens: Wer reicher ist, ist zwar materiell besser dran als die Ärmeren, hat aber auch mehr zu verlieren.

2.7 Exkurs: „Ross und Reiter nennen“

Die Anzahl der Menschen, die hungern, die ca. 30 000 Kinder, die täglich verhungern, hohe Arbeitslosigkeit und Löhne am Rande oder unterhalb des Existenzminimums, katastrophale Zustände der medizinischen Versorgung, des Bildungswesens und der sozialen und staatlichen Institutionen, Kapitalflucht, Verschuldung vieler Staaten in einer Höhe, die keinen Ausweg erkennen lässt, Terrorismus, Kriege zwischen Bürgern und Ethnien innerhalb von Staaten sowie Krieg zwischen Staaten und nicht zuletzt die globale Gefährdung natürlicher Ressourcen – all das sind Phänomene, an denen sich die Kritik an der Ungerechtigkeit der gegenwärtigen Weltwirtschaft entzündet. Bei offenkundiger Ungerechtigkeit stellt sich Kants

¹⁰ Marx, K. u. Engels, F., Manifest der Kommunistischen Partie, in: Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Berlin, Dietz Verlag, 1972, Bd. 1, S. 29.

Frage: Was soll ich tun? Und die Antwort liegt nahe: Ungerechte Zustände kann man unmöglich so lassen, wie sie sind, es muss auf alle Fälle etwas getan werden.

Allerdings ist hier dreierlei zu unterscheiden. Es ist eines, auf erschreckende oder empörende Zustände in der Welt hinzuweisen, es ist ein zweites, sie einem bestimmten Bereich zuzurechnen und in ihrer Herkunft zu analysieren, es ist ein drittes, sie als Probleme in solcher Klarheit darzustellen, dass eine Lösung denkbar erscheint. Die heutige Globalisierungskritik hat ihre Stärken darin, dass sie gleichsam den Finger auf Wunden der Welt legt; in der Analyse und Problemlösung erweist sie sich jedoch vielfach als fragwürdig. Denn bei der Reaktion auf empörende Zustände gibt es zwei Gefahren: (i) Vorschnell Ursachen zu sehen und Schuld zuzuweisen, und (ii) vorschnell Lösungen zur Hand zu haben.

Zu (i) Schon die Einordnung der verschiedenen oben genannten Phänomene in den Bereich der Weltwirtschaft wäre von Fall zu Fall zu prüfen; zwar ist kaum zu bestreiten, dass viele von ihnen einen wirtschaftlichen Aspekt haben, aber es ist oft nicht einfach, diesen von den anderen Anteilen scharf zu trennen: Hunger in einem afrikanischen Land kann mit klimatischen Gegebenheiten, politisch-sozialer Instabilität, dem Verhalten lokaler und nationaler Entscheidungsträger, kriegerischen Auseinandersetzungen und eben auch mit dem Agieren multinationaler Konzerne, Auflagen von Organisationen wie dem IWF oder der Struktur des Weltmarktes zusammenhängen. Aber gerade weil an einer konkreten Elendssituation so viele Faktoren mitwirken, kann es sich als gefährlich erweisen, auf angeblich Schuldige im Bereich der Weltwirtschaft zu zeigen, ohne dass man die Eigenart dieses Bereiches erfasst hat. So ist insbesondere davor zu warnen, pauschal den „globalen Kapitalismus“ oder das „internationale Finanzkapital“ für das Elend der Welt haftbar zu machen. Entweder geht solche Rede, die oft nicht weiß, wen und was sie meint, ins Leere – das ist der harmlosere Fall -, oder aber sie wird mit bestimmten diffusen Assoziationen verknüpft, die gerade ihrer Diffusität wegen Vorurteil, Ressentiment und Hass schüren können. Was sind dies für Assoziationen? Nicht wenige Menschen sehen hinter dem „Kapital“ dunkle, unheimliche, das Licht des Tages scheuende Kräfte. Diese Kräfte aber werden eigentümlich personalisiert, denn muss man nicht, wie des öfteren zu hören ist, „Ross und Reiter nennen“? Bei solchen Nennungen heißt es etwa, die Weltwirtschaft werde gelenkt vom Wirken gewissenloser Spekulanten und international in rechtsfreien Räumen operierender Konzerne, von Interessengruppen nach Art geheimer Organisationen wie der Mafia, von der Waffenindustrie und großen militärischen Konglomeraten sowie mit all diesen Gruppen heillos verstrickten Regierungen.

Dass es derartige Akteure geben mag, muss nicht bestritten werden, wohl aber ist die Frage zu stellen, ob es richtig ist, ihnen die entscheidende Verantwortung für das Elend der Welt

zuzuweisen. Das Vorurteil, hinter der Wirtschaft, wie sie in Erscheinung tritt, eine geheime Verschwörung dämonischer, wenn nicht teuflischer Mächte wirken zu sehen, ist so angelegt, dass es nicht bewiesen, also auch nicht widerlegt werden kann. In seiner Trübheit und Mehrdeutigkeit ist es geradezu komplementär zur Anonymität und Undurchsichtigkeit einer Wirtschaft, an deren Resultaten alle teilhaben, die an dieser Wirtschaft in irgendeiner Weise mitwirken. Die Schuldzuweisungen an „die anderen“ sind eine Flucht vor dem, was eigentlich unsere Haltung sein sollte: das *Aushalten dieser Anonymität und Undurchsichtigkeit, die geduldige Bereitschaft, genau hinzusehen, gerade wenn man zunächst überhaupt nichts sieht. Dazu gehört aber auch weiterhin die ehrliche Anerkennung der eigenen Teilhabe am Schuldzusammenhang der Wirtschaft*: Jeder durchschnittliche Konsument in Deutschland trägt mit dem, was er gebraucht und verbraucht, dazu bei, die Abläufe der Weltwirtschaft in Gang zu halten. Aber auch die Politiker, von denen man erwartet, sie sollten diese Abläufe entweder zum Guten lenken oder aber zum Stillstand bringen, sind überfordert: Auch sie stehen nicht über ihnen, sondern sind darin, ohne sie beherrschen zu können, ganz abgesehen davon, dass letztlich ihre Politik von der Zustimmung der Wähler abhängt. Hält man diese Zusammenhänge aus, muss man sich eingestehen, wie schwer es ist, sicheres, eventuell sogar handlungswirksames Wissen über die Wirtschaft zu erlangen. Bequemer erscheint es da, sich angelernter Phrasen als eines Wissens zu rühmen, das die Anonymität der Wirtschaft als einen ideologischen Schleier kenntlich macht, hinter dem sich dämonische Kräfte, wenn nicht gar die Fratzen verbrecherischer Organisationen oder bössartiger Menschen verbergen. Man redet sich ein, die Schuldigen zu kennen, und drückt sich gleichzeitig vor der eigenen Beteiligung.

Zu (ii) Das Besserwissertum hat häufig noch eine weitere Folge: Ohne die Probleme recht verstanden zu haben, die zu den als skandalös apostrophierten Tatsachen führen, propagiert man Lösungen. Mögen auch manche unter ihnen (wie etwa die häufig ins Spiel gebrachte Tobin-Steuer) wirtschaftswissenschaftlichen Modellen entstammen, so ist in der Regel davor zu warnen, in ihnen Rezepte für eine zutiefst kranke Welt zu sehen. Die Krankheit der modernen Weltwirtschaft reicht tiefer, als derartige Mittel ahnen lassen. Dass sie gut gemeint sein mögen, verleiht ihnen nicht den geringsten Wert, wenn sie nicht ebenso gut durchdacht und auf die konkreten Verhältnisse bezogen sind. Gerade hier ist Sachverstand und Urteilskraft notwendig, damit nicht aus besten Absichten schlimmste Wirkungen hervorgehen, die letztlich die Absichten diskreditieren. Als warnendes Beispiel sollte der angeblich „wissenschaftliche Sozialismus“ dienen, wie er im Anschluss an Marx und Engels von Lenin und Stalin propagiert wurde. Der Sozialismus im ehemaligen Ostblock und in der Volksrepublik China wurde als Heilmittel gegen die offensichtlichen Gebrechen und Verbrechen des Kapitalismus ange-

priesen. Schaut man jedoch die Folgen an, so ist es kaum vorstellbar, dass ein noch so ungezügelter freier Markt in diesen Staaten mehr Opfer hätte fordern können als dieses angebliche Heilmittel. Wer die Entwicklung der globalen Wirtschaft mit Sorge betrachtet, sollte sich, bevor er Therapien vorschlägt, an die Hoffnungen erinnern, die einst mit dem Staatssozialismus verbunden waren und an denen viele noch festhielten, nachdem das Scheitern dieser Gesellschaften offenkundig geworden war.

Sowohl hinter den Schuldzuweisungen als auch hinter den Lösungsvorschlägen steht eine Haltung, die mit Karl Marx glaubt, der Mensch könne seine Verhältnisse *selbst machen*. Das ist ein *Glaube* – überall da berechtigt, wo er die Menschen ermahnt, Dinge nicht schleifen zu lassen, sondern im Rahmen der eigenen Kompetenz das Beste zu tun, aber verhängnisvoll, wo er im Machbarkeitswahn dazu führt, dass Menschen ihre Kompetenz überschätzen. Bevor wir etwas machen, sollten wir uns fragen: Was kann ich über den Sachverhalt wissen, wie ist er verfasst, welche Ordnungen gelten für seine Abläufe? Was wären wirklich gute Lösungen für Fehlentwicklungen? Welche Kriterien gibt es für sie? Wo kann man zum Guten eingreifen, wo sollte man es besser lassen? Lege ich mir selbst zurecht, was das Gute wäre, oder habe ich ein offenes Ohr für alle Beteiligten und Betroffenen? Eine ehrliche Antwort auf diese Fragen müssen alle diejenigen suchen, die den Zustand der Welt zum Besseren wenden wollen. In Bezug auf die Wirtschaft führt, so gesehen, kein Weg daran vorbei, jenes Wissen ernst zu nehmen und aufzunehmen, das als einziges den Anspruch stellt, wissenschaftliches Wissen von der Wirtschaft zu sein.

3. Die Wirtschaft als Gegenstand der Wirtschaftswissenschaften

3.1 Die Ablösung von der Individualität der Einzelwirtschaften

Wissen über wirtschaftliche Abläufe, über Herstellung, Tausch, Transport und Verteilung von Gütern, gibt es überall, wo Menschen Dinge herstellen und untereinander austauschen. Jeder Bauer, der seine Familie mit den Früchten seiner Gärten, Wiesen und Felder ernährt, jeder Kaufmann, jeder Handwerker, jeder Unternehmer muss solches Wissen haben, um leben zu können; es gehört wesentlich zu dem, was im Abschnitt 1 als das Alltagsverständnis von Wirtschaft bezeichnet wurde.¹¹ Dieses Wissen aber ist heterogen, und je nach den beschränkten Gesichtspunkten des Standes, der Person und der jeweiligen Kultur zeigt es andere Ausschnitte aus jenem Abhängigkeitszusammenhang, der in unserer modernen Welt Wirtschaft genannt wird. Wir können dieses Wissen als das *Wissen innerhalb der Wirtschaft* oder das *Handlungswissen der Wirtschaftsteilnehmer* bezeichnen. Ein solches Wissen, wie es in jeder menschlichen Gesellschaft in ihren Einzelwirtschaften (siehe oben Abschnitt 2.2) vorkommt, existiert nur im Plural: Es gibt verschiedene Formen und Gehalte dieses Wissens, entsprechend der Eigenart der jeweiligen ihm zugrunde liegenden Vorstellungen und Erfahrungen. Wenn unter ihnen auch Ungenauigkeiten, Irrtümer und Fehleinschätzungen vorkommen, muss man sie prinzipiell nebeneinander gelten lassen, ohne sie auf ein letztes Prinzip zurückzuführen.

Demgemäß gab es in der Antike und im Mittelalter keine einheitliche Wissenschaft von der Wirtschaft. Wohl aber versuchte man, unterschiedliche Formen des Wissens innerhalb der Wirtschaft zu ordnen und man beschäftigte sich mit Fragen, wie sie, jenseits aller Unterschiede, für jede Art von Einzelwirtschaft bedeutsam schienen. So wurde bis tief ins 18. Jahrhundert hinein Wirtschaft in der wissenschaftlichen Reflexion primär als Hauswirtschaft, als kluge und gerechte Führung eines einzelnen Haushaltes angesehen: Zur Haushaltsführung zählte neben der sachgemäßen und gerechten Verteilung der anfallenden Arbeiten und erwirtschafteten Güter insbesondere auch die Pflege der Beziehungen zwischen allen Personen innerhalb des Haushaltes. Noch Hutcheson, einer der Lehrer von Adam Smith, beschäftigte sich in seinen Vorlesungen zur Ökonomie ausführlich mit den wechselseitigen Rechten und Pflichten von Herrn und Dienern, Eltern und Kinder, Ehemännern und Ehefrauen, und er widmete Phänomenen wie der Ehescheidung und ihren Folgen beträchtliche Aufmerksamkeit – im Rahmen von Betrachtungen zur Wirtschaft. Das ist konsequent, wenn man Wirtschaft als Haus-

¹¹ Siehe auch Faber, M. und R. Manstetten, Mensch - Natur - Wissen. Grundlagen der Umweltbildung, Kapitel 6.

haltensführung versteht – der Zerfall einer Ehe wird das Gedeihen eines Haushaltes erheblich beeinflussen.

Ökonomie in diesem älteren Sinne sollte das Handlungswissen der Wirtschaftsteilnehmer fördern. Damit aber blieb diese Ökonomie gleichsam innerhalb der Wirtschaft ihrer jeweiligen Kultur befangen, genauer noch, innerhalb beschränkter einzelwirtschaftlicher Perspektiven: Die Wirtschaft als universaler Abhängigkeitszusammenhang konnte in dieser Ökonomie nicht vorkommen. Zwar ließ sich seit dem 15. Jahrhundert immer wieder feststellen, dass wesentliche Momente des überlieferten Handlungswissens an Bedeutung verloren – so war das im Mittelalter propagierte Zinsverbot in der Neuzeit angesichts der offensichtlichen wirtschaftlichen Realität nicht einmal in der Theorie zu halten – aber es war unklar, was an die Stelle dieses Wissens treten sollte. Denn es war im Rahmen der tradierten Denkformen nicht möglich, gesamtwirtschaftliche Strukturen wie Märkte abgelöst von den Gesichtspunkten der einzelnen Hauswirtschaften theoretisch zu betrachten – der Begriff „Gesamtwirtschaft“ lag außerhalb des Vorstellungshorizontes der Menschen. Demgemäß konnten in dieser älteren Wirtschaftslehre „Grundbegriffe wie Arbeit, Produktion, Kapital, Investition, Einkommen, Kreislauf, Nachfrage, Unternehmen, Nutzen ... in der abstrakten Form, wie sie die ökonomische Analyse fordert“, nicht vorkommen:¹² Die Tätigkeiten eines Philosophen, eines Töpfers und eines Staatsbeamten beispielsweise sind nach diesem Verständnis so verschieden, dass man nie auf dem Gedanken gekommen wäre, sie mit dem gemeinschaftlichen Begriff „Arbeit“ zu belegen, ebenso wie man nicht den Hof eines Gutsherrn, die Schiffe eines Kauffahrers, den Goldschatz eines Wucherers, die Maschinen eines Fabrikanten oder die Aktien eines Spekulanten in gleicher Weise als „Kapital“ erfasst hätte.

Es waren Formen des Handlungswissens findiger Wirtschaftsteilnehmer, die einen Klärungsprozess in Gang setzten: Die praktischen Kenntnisse von Unternehmern und Kaufleuten in Oberitalien, Flandern, den Niederlanden, Frankreich, England, Deutschland u. a. führten bereits ab dem 13. Jahrhundert nicht nur zu vielen technischen Erfindungen, sondern auch zur Einführung der doppelten Buchhaltung, zur Bildung neuer Formen von Finanzkapital, zur Gründung von Banken etc. Dieses neue Handlungswissen, das einerseits wirtschaftliche Entwicklungen beschleunigte, andererseits im Umgang mit den Unwissenden auch zu Missbrauch einlud, machte neue Formen des Nachdenkens über die Wirtschaft jenseits der tradierten *Oikonomia* erforderlich. Die im 17. Jahrhundert aufkommende Politische Ökonomie, die ihren ersten Höhepunkt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem „Wohlstand der Nationen“ von Adam Smith erreichte, versuchte einen gleichsam außerhalb der Wirtschaft

¹² Vgl. Finley, M., Die antike Wirtschaft, übers. v. A. Wittenburg, München, dtv, 1977, S. 7-12.

befindlichen Standpunkt einzunehmen, um eben diejenigen Abläufe, in die die vielen Einzelwirtschaften mit ihrem Handlungswissen verstrickt schienen, unbefangen und wie unbeteiligt betrachten und bewerten zu können. Ihre Intention war es, dem *Handlungswissen innerhalb der Wirtschaft* ein *wissenschaftliches Wissen über die Wirtschaft* zur Seite zu stellen, das von jemand stammte, der gleichsam über der Wirtschaft, nicht in ihr stand.

3.2 *Wirtschaft als System*

Der entscheidende Schritt der Politischen Ökonomie des 18. Jahrhunderts bestand darin, Wirtschaft als ein *System* aufzufassen, das *gesetzmäßige Ordnungsmuster* zeigt, die aus den an sich unkoordinierten Handlungen der wirtschaftenden Einheiten hervorgehen. Dieser Schritt, dessen Eigentümlichkeit erst in der Wirtschaftstheorie des 20. Jahrhunderts ganz an den Tag treten konnte, änderte die Vorstellung von Wirtschaft im Vergleich zur Antike, zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit fundamental.

Auf der einen Seite war der Schritt zur Auffassung von Wirtschaft als System nur möglich, indem vieles, was zuvor selbstverständlich zur Wirtschaft zu gehören schien, als unwichtig und unwesentlich bzw. als von der Sache ablenkend aus der wissenschaftlichen Betrachtung ausgeschieden wurde. In der Wirtschaft, wie sie sich dieser Betrachtung bis heute darbietet, spielen die Sorge und das Lebensgefühl der beteiligten Menschen keine Rolle, keine Rolle spielen auch die mannigfaltigen, individuell und kulturell unterschiedenen Erfahrungen im Alltag der Einzelwirtschaften, Produktion und Distribution in ihren jeweils besonderen technischen und kulturellen Ausprägungen sind ebenfalls nicht Gegenstand der Wirtschaftswissenschaften. Bedürfnisse werden als gleichartig betrachtet, unabhängig davon, ob sie sich auf notwendige Lebensgrundlagen wie Nahrung und Wohnung oder außergewöhnliche Lebensmöglichkeiten im Sinne des Luxus erstrecken. Außerdem wird Natur kaum thematisiert und in ihrer Bedeutung für die Wirtschaft gewürdigt.¹³ Stattdessen haben es diese Wissenschaften sich zum Ziel gesetzt, diejenige Seite der Wirtschaft nach Möglichkeit aufzuhellen, vor der die alltägliche Vorstellung in der Regel verstummt: die schier unübersehbare Fülle von Interaktionen und Abhängigkeiten, die die Wirtschaft ausmachen. Ist die Anonymität des

¹³ Bertram Schefold, der sich in besonderer Weise um die Erforschung der Geschichte der Wirtschaftswissenschaften verdient gemacht hat, stellt fest: „Als Herausgeber einer Reihe von hundert Klassikern der Nationalökonomie, deren Ende absehbar ist, bringe ich kein einziges Buch heraus, in welchem der Naturbezug der Nationalökonomie im Mittelpunkt stünde, und doch handelt es sich um einen Versuch, einen Kanon der für die Geschichte unserer Wissenschaft bedeutenden Werke aufzustellen.“ (Schefold, B., *Ökonomische Bewertung der Natur aus dogmengeschichtlicher Perspektive – eine Skizze*, in: *Jahrbuch Ökologische Ökonomik*, Bd. 2, hsg. v. F. Beckenbach, Marburg, Metropolis, 2001, S. 17.)

Universalzusammenhangs aller Sorgen, die wir oben darstellten, Ausdruck eines blinden Chaos, oder gibt es darin Struktur und Ordnung?

Seit dem Erscheinen von Adam Smiths Hauptwerk „Der Wohlstand der Nationen“ (1776) hat sich in den Wirtschaftswissenschaften die Auffassung durchgesetzt, die Entwicklung des Systems der Wirtschaft als eine Resultierende aus den Tauschakten zwischen den individuellen Wirtschaftsakteuren innerhalb einer Gesellschaft zu betrachten.

Das System der Wirtschaft, wie es in den Wirtschaftswissenschaften erscheint, ist bis heute maßgeblich durch die Klassische Physik (die Ära, die mit Newton [1643-1727] beginnt und mit dem Auftreten der Relativitätstheorie und der Quantenphysik seit Beginn des 20. Jahrhunderts endet) beeinflusst. Die Klassische Physik bezeichnet einen gewaltigen Bruch in der Geschichte des Geistes, insofern sie einen völlig neuen Wissenschaftstyp schuf. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Unsere alltägliche Erfahrung zeigt, dass eine Bleikugel gerade und schnell zu Boden fällt, verglichen mit der seltsam gekurvte Bahnen beschreibenden und sich wesentlich langsamer vollziehenden Bewegung eines Blattes Papier. Die Physik der Antike, im Einklang mit unserer Beobachtung im Alltag, unterstellt den in unterschiedlichen Weisen fallenden Gegenständen unterschiedliche Arten der Strebungen, denen einzig gemeinsam ist, dass das Ziel der Bewegung ein Zustand der Ruhe ist. Die Beschreibung des Fallens ist somit für jeden fallenden Gegenstand eine andere, jeder Fall ist gleichsam ein „Einzelfall“, wenn diesen auch bestimmte Gemeinsamkeiten zukommen mögen. Solche Gemeinsamkeiten wurden etwa in der Physik der Antike aufgesucht und interpretiert.

Die Physik des Newton'schen Typus führt dagegen eine Sicht ein, die nicht dem entspricht, was wir normalerweise sehen können: Was wir an Unterschieden zwischen Bleikugel und Papier im Alltag beobachten, verdankt sich im Weltbild Newtons der zufälligen Tatsache, dass wir auf einem Körper, der Erde nämlich, leben, der von einer Atmosphäre umgeben ist, die auf fallende Körper einen Luftwiderstand ausübt. Abstrahieren wir von den Zufälligkeiten unseres Erdendaseins, indem wir uns nur die Atmosphäre, die uns umgibt, fortdenken, dann verschwindet der Eindruck der unterschiedlichen Strebungen von Bleikugel und Blatt Papier: Sie beschreiben mit der gleichen Geschwindigkeit die gleichen Bewegungsbahnen zum Erdboden, angezogen von derselben Gravitationskraft. Generell gilt: Strenge Gesetze regieren alle Bewegungen in der Natur, und es gilt, hinter den Zufälligkeiten des Augenscheins die Gesetzmäßigkeiten zu finden.

Einen ähnlichen Bruch zu vorhergegangenen Denkformen finden wir nun auch in den Wirtschaftswissenschaften seit dem 18. Jahrhundert: Die verschiedenen Handlungen verschiedenartiger Einzelwirtschaften von Menschen tragen in gleichartiger Weise dazu bei, die

Struktur eines Systems zu formen, eben des Wirtschaftssystems. Ohne die Konzeptionen der Klassischen Physik, die etwa von Adam Smith aufs höchste bewundert wurden, hätte dieser Schritt kaum stattfinden können. Dieses System wurde vom 18. Jahrhundert an ständig präzisiert. Im Verlauf des 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts hat sich die Aufmerksamkeit auf die mathematische Darstellung eines derartigen Systems verlagert: In der sogenannten *Theorie des allgemeinen Gleichgewichtes*, gleichsam dem Zentrum der Wirtschaftstheorie in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, geht es darum, bei gegebenen Anfangsbedingungen zu bestimmen, wie sich angebotene und nachgefragte Mengen aller Güter auf allen Märkten in Abhängigkeit von den Güterpreisen entwickeln (und umgekehrt) sowie welche wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen Preisen und Mengen aller Güter untereinander bestehen: Veränderungen bezüglich Preis oder Menge bei einem einzigen Gut schlagen auf die Preise und Mengen aller anderen Güter durch.

Dabei blieb die Analogie zur Klassischen Physik gewahrt: Dieser war es gelungen, die unterschiedlichen Gegenstände der alltäglichen Wahrnehmung auf prinzipiell gleichartige Einheiten zu beziehen, die *Moleküle*. Diesen entsprechen in den Wirtschaftswissenschaften die *wirtschaftenden Individuen*, den *Kräften* der Physik aber entsprechen *die handlungsleitenden Strebungen* dieser Individuen. Es geht den Wirtschaftswissenschaften sozusagen um die Gravitationskräfte des Wirtschaftssystems. Dabei werden die Menschen nicht mehr in ihrer Unterschiedlichkeit betrachtet, also gerade nicht so, wie sie als Teile der heterogenen Einzelwirtschaften erscheinen, sondern sie werden nur insoweit berücksichtigt, als sie prinzipiell gleich erscheinen.

So wie die Systeme der Klassischen Physik nur außerhalb unserer alltäglichen Erfahrungswelt ihren Ort haben (nämlich da, wo Luftwiderstand und Reibung nicht vorkommen), werden auch ökonomische Systeme nicht in den realen Räumen unseres Lebens angesiedelt: Es handelt sich um Idealisierungen, d. h. Vereinfachungen und Abstraktionen, die von den Vielfältigkeiten, Unwägbarkeiten und Unbestimmtheiten des Alltagslebens absehen. Die Abstraktionen der Wirtschaftswissenschaften gehen indes wesentlich weiter als die der Physik: Der luftleere Raum der Physik hat eine Entsprechung in der Wirklichkeit, wenn er sein natürliches Vorkommen auch nicht auf dieser Erde hat, und er lässt sich sogar auf dieser Erde selbst künstlich – nämlich in der Situation des Experimentes – herstellen; ökonomische Systeme in reiner Form existieren nur innerhalb der Köpfe derer, die mit ihnen operieren. Nur in dieser idealen Welt haben wirtschaftliche Abläufe die an ihnen so sehr bewunderte mathematische Klarheit und Genauigkeit.

3.3 System und Realität

Die ideale Welt der Wirtschaftswissenschaften ist jedoch keineswegs ohne Bezug zur wirtschaftlichen Realität. Die Idee eines Wirtschaftssystems, das sich aus den Tauschakten der Individuen bildet, konnte wohl nur in einer Wirklichkeit ausgebildet werden, in der die Sphäre des Austausches, der Markt, eine überragende Bedeutung gewonnen hatte und in der es ein Tauschmittel, das Geld, gab, das einen einheitlichen Gesichtspunkt der Bewertung für die so heterogenen Handlungen der Wirtschaftssubjekte ermöglichte. Eine Wirtschaft, in der, wie etwa im Ägypten der Pharaonen, alle Verteilung von Gütern und Arbeit zentral, durch die Institution des dem Pharao verpflichteten Tempels, geregelt war, hätte als Wirtschaftssystem in Analogie zur Klassischen Physik ebenso wenig thematisiert werden können wie eine Wirtschaft, in der sich einzelne Hauswesen weitgehend selbst versorgen. Da in derartigen Wirtschaften Märkte nur von geringer Bedeutung sind, lassen sie sich nicht als Systeme im Sinne der modernen Auffassung deuten. *Erst in entwickelten Marktwirtschaften wird die Idee eines Wirtschaftssystems überhaupt denkbar.*

Dieser Idee korrespondiert die Tatsache, dass, wie oben gezeigt wurde, ein Haushalt heute für seine Versorgung weitestgehend auf die Dienste anderer angewiesen ist, die er im Tausch gegen eigene Leistungen und Güter erwirbt. Im Tausch aber wird die Ungleichheit der Bedingungen, die zu der Entstehung der Tauschgegenstände führte, gleichsam ausgelöscht. Unterschiedliche Dinge und Leistungen werden gleich gemacht, indem sie – in jeweils abgemessenen Mengen – von den beiden Tauschpartnern als Äquivalente, als gleichwertige Größen, anerkannt werden. Dies wird besonders sinnfällig, wenn ihr Wert durch die Vermittlung des Geldes vergleichbar wird. Zugleich aber hat sich auch der Haushalt seit der Antike und dem Mittelalter in seiner inneren Verfasstheit verändert: Das Bild der Wirtschaft wird nicht mehr durch die konkreten Innenbeziehungen einer Einzelwirtschaft, etwa innerhalb eines agrarischen Haushaltes, geprägt, sondern durch abstrakte Tauschbeziehungen von kleinen Haushalten, die Anfang des 21. Jahrhunderts in entwickelten Ländern meist nur aus ein oder zwei Personen bestehen, zu anderen Haushalten und Unternehmen. Die Vorrangstellung des Tausches gegenüber der Selbstversorgung in modernen Wirtschaften wird also flankiert von einer zunehmenden *Individualisierung* der Gesellschaft.

Wenn die Wirtschaftswissenschaften also in ihrer Systematik die einzelnen Wirtschaftseinheiten (gleichsam die „Moleküle“) nicht mehr als Gemeinschaften, sondern als Individuen betrachten und wenn sie ihr System als ein System von Tauschbeziehungen zwischen Individuen auf Märkten modellieren, treffen sie durchaus einen Zug der Realität, zumindest in den entwickelten westlichen Gesellschaften.

3.4. Das Wirtschaftssystem und seine Voraussetzungen in der gegenwärtigen Wirtschaftswissenschaft

Tauschbeziehungen auf Märkten, wie sie im Wirtschaftssystem der Wirtschaftswissenschaften unterstellt werden, werden unter zwei Voraussetzungen konzipiert:

(i) Die Tauschpartner sind jeweils *frei* in Bezug auf die zu tauschenden Güter und Dienstleistungen: Kommt der Tausch zustande, dann nur deswegen, weil jeder von ihnen frei darin eingewilligt hat. Ohne beidseitige Zustimmung kann wohl Diebstahl und Raub, aber kein Markttausch stattfinden. Freiheit bedeutet: Jeder, der vor der Frage steht, ob er in einen Tausch einwilligt, hat auch die Wahl, auf den Tausch entweder ganz zu verzichten oder aber Bedingungen für sein Zustandekommen zu formulieren. Damit kann jeder Tauschpartner frei seinen Wünschen und Interessen gemäß agieren.

(ii) Es bestehen *Institutionen*, die die Tauschpartner dazu nötigen, die Tauschfreiheit des jeweils anderen zu achten. Als Institutionen gelten in den Wirtschaftswissenschaften alle Regelungen im Umgang der Menschen miteinander. Diese können von informellen, ungeschriebenen Verhaltensregeln über religiöse Vorschriften bis zu den umfangreichen Bestimmungen des Rechtes reichen. Die *Anerkennung* solcher Institutionen ist in der Regel die Basis für einen Tausch. Falls etwa Leistung und Gegenleistung, wie dies heute häufig geschieht, nicht gleichzeitig erbracht werden, trägt die Rechtsordnung – etwa durch die Gewährung eines Klagerichtes – dazu bei, dass derjenige Tauschpartner, dessen Leistung später zu erbringen ist, sich nicht aus seinen Verpflichtungen davontiehlt.

Vor dem Hintergrund der Annahme, dass Menschen frei, d. h. ohne Zwang handeln und dass ihre Handlungen in einen institutionellen Rahmen eingebunden sind, treffen die Modelle der Wirtschaftswissenschaften die folgende grundlegende Annahme über das Verhalten der wirtschaftenden Individuen: Das wirtschaftende Individuum, als *homo oeconomicus* bezeichnet, agiert auf Tauschmärkten als *egoistischer rationaler Nutzenmaximierer*. Worin es seinen Nutzen sieht, ist seine Privatangelegenheit. Allerdings wird dem *homo oeconomicus* die Fähigkeit zugeschrieben, angesichts einer zu treffenden Wahl *alle vorhandenen Alternativen bewerten* zu können und stets genau zu wissen, welche er präferiert (d. h. welcher er den Vorzug gibt) bzw. welche er als gleich gut oder gleich schlecht einstuft. Daraus ergibt sich eine sogenannte *Präferenzordnung* bezüglich aller für den *homo oeconomicus* möglichen wirtschaftlichen Alternativen. Diese Präferenzordnung, deren Ursprung nicht untersucht und deren Vernünftigkeit nicht bewertet wird, gilt als unveränderlich über die gesamte Lebenszeit eines Menschen, so dass in gleichen Umständen unter gleichen Alternativen stets dieselbe

Wahl getroffen wird. Der *homo oeconomicus* wird somit unter gegebenen Alternativen immer diejenige wählen, die in seiner Präferenzordnung am weitesten oben steht, die ihm, mit anderen Worten, den maximalen Nutzen stiftet. *Der homo oeconomicus* ist daher per definitionem ein *kalkulierendes Wesen*.

Zwei in aller Regel vorausgesetzte Eigenschaften dieser unterstellten Präferenzordnung, die ihre mathematische Handhabbarkeit erleichtern, sind besonders hervorzuheben:

(i) Es gilt die sogenannte *Unabhängigkeit der Präferenzen*, d .h. bei der Wahl zwischen Alternativen durch ein Individuum spielt es keine Rolle, wie andere Individuen wählen. Damit sind *Neid* und *Wohlwollen* gegenüber anderen Individuen kein Bestandteil der Präferenzen des *homo oeconomicus*. Ausgeschlossen ist damit aber auch, dass der *homo oeconomicus* etwas nur deswegen tut, weil andere es von ihm verlangen. Damit ist *der homo oeconomicus* im landläufigen Sinne *egozentrisch* (dieses Wort trifft seine Einstellung besser als der Ausdruck „egoistisch“): Er trifft seine Entscheidungen ausschließlich aufgrund seiner eigenen Werte.

(ii) Es gilt die Annahme der *Nichtsättigung*: Mehr ist besser. Wenn rationale Nutzenmaximierer, ohne auch nur auf die geringsten Mengen anderer Güter verzichten zu müssen, von einem bestimmten Gut mehr bekommen können, werden sie das tun. Da er nie mit dem zufrieden ist, was er hat, vorausgesetzt, dass er mehr haben kann, erscheint der *homo oeconomicus* in seinen Begierden im landläufigen Sinne *maßlos und unersättlich*.

Die mit solchen Charakterzügen ausgestatteten *homines oeconomici* werden nun als Teilnehmer von Tauschvorgängen auf Märkten vorgestellt. Dabei treten sich Unternehmen und Haushalte gegenüber, wobei annahmengenmäßig die Unternehmen ihren Nutzen derart maximieren, dass sie nach *maximalem Gewinn* streben. Wird nun angenommen, dass alle Marktteilnehmer vollständig über alles, was für sie relevant ist, informiert sind, und wird weiterhin unterstellt, dass der *freie Wettbewerb* zwischen den Unternehmen nicht durch Monopole, Oligopole etc. eingeschränkt wird, so dass unter sehr vielen Anbietern *vollkommene Konkurrenz* herrscht, so kann, wenn noch weitere Bedingungen erfüllt sind, auf derartigen Märkten ein Zustand des *Gleichgewichtes* eintreten – wobei nicht vergessen werden darf, dass es sich auf dieser Stufe der Argumentation um rein theoretische Märkte handelt. Ein Gleichgewicht impliziert, dass Anbieter und Nachfrager unter den gegebenen Möglichkeiten alle ihre Pläne (wie sie in ihren Präferenzordnungen für die entsprechenden Mengen und Preise vorgesehen sind) erfüllen und dass der Markt „geräumt“ wird. Die eigentlichen Bewegungskräfte sind dabei nicht die Präferenzen der Unternehmen im Rahmen ihrer Gewinnmaximierung, sondern diejenigen der Haushalte im Rahmen ihrer Nutzenmaximierung.

Da auf diesen theoretischen Märkten letztlich die Nachfrage der Haushalte darüber entscheidet, was die Anbieter anbieten werden, spricht man die entscheidende Triebkraft der Märkte auch als die sogenannte *Konsumentensouveränität* an. Konsumentensouveränität ist eine Präzisierung dessen, was im Sinne der Wirtschaftswissenschaften unter *Freiheit* verstanden wird: Souveräne Konsumenten folgen nur ihren eigenen Präferenzen, unabhängig von dem, was andere wollen. *Keine Religion oder Kirche, kein Staat oder eine andere Organisation, so wird unterstellt, schreibt den Individuen vor, welche Wahl sie auf dem Markt zu treffen haben.* Sie sind autonom, ihren Vorlieben und Abneigungen, ihren Wünschen, Interessen und Überzeugungen zu folgen, so wie sie es für richtig halten. Paternalismus seitens derjenigen Mächte, die behaupten, besser als das jeweilige Individuum zu wissen, was für es gut ist, soll damit ausgeschlossen werden.

3.5. Wann ist ein Wirtschaftssystem in einem guten Zustand?

Der Gleichgewichtszustand der Wirtschaftswissenschaften ist, mathematisch gesehen, ein Analogon zu dem dynamischen Bild sich überlagernder Kräfte in der Physik, das in einem stabilen Zustand resultieren kann. Allerdings werden ihm – im Gegensatz zu einem physikalischen Zustand, der in der Regel ohne Wertungen konstatiert wird – meist wünschenswerte Eigenschaften zugeschrieben. Mit anderen Worten: Mit einem solchen Gleichgewicht – aber auch mit anderen Zuständen der Wirtschaft, insofern sie als gut oder weniger gut beurteilt werden – sind *bewertende, normative Vorstellungen* verbunden. So gilt (unter bestimmten idealen Voraussetzungen), dass alle Individuen in einem solchen Zustand ihre Pläne so erfüllen können, wie sie es in den gegebenen Umständen für das Beste halten.

Wenngleich diese Gedanken sehr theoretisch erscheinen mögen, da es sich ja nur um eine Modellwelt zu handeln scheint, sind sie von nicht geringer praktischer Bedeutung. Denn sie sind ein in mathematischer Form gehaltenes Gegenstück zu einem für die Wirtschaftspolitik moderner entwickelter Staaten höchst folgenreichen Konzept: Adam Smiths Lehre von der *Unsichtbaren Hand*. In einer Zeit, als Zünfte und Gilden Marktzugänge regulierten, absolutistische Staaten bestimmte Gruppen wie Adel und Kirche in extremer Weise privilegierten und die Fürsten ihre Einkünfte durch unsinnige Abgaben zu mehren versuchten (wenn sie nicht gar zum Verkauf von Untertanen schritten) und mit Binnen- und Außenzöllen den Handel vielerorts blockierten, forderte Adam Smith, man müsse jedem Einzelnen, gleich welchen Standes, möglichst viel Raum geben, sein Kapital und seinen Erwerbsfleiß nach eigenem Gutdünken einzusetzen und seine Handlungen auf Märkten nach eigenem Interesse vorzunehmen. Smith setzte dabei voraus, dass das Handlungswissen der Wirtschaftssubjekte in der Re-

gel dem Wissen all derer, die die Wirtschaft von außen regulieren wollen, überlegen sei. *Ließe man, so folgerte Smith, diesem Wissen freien Raum, so würde jeder Marktteilnehmer, obwohl er nur seine Privatinteressen verfolge, zugleich, wie von einer Unsichtbaren Hand gelenkt, einen Beitrag dazu leisten, dass der Wohlstand der ganzen Gesellschaft erhöht werde.* Das bedeutet, vereinfacht gesagt: *Eine sich selbst überlassene Wirtschaft erwirtschaftet für die Gesellschaft den jeweils größtmöglichen Reichtum.*¹⁴

Smith geht noch weiter: Wenn Staatsmänner, selbst mit den besten Absichten, versuchen, die wirtschaftliche Lage ihres Volkes zu verbessern, mag dies seiner Überzeugung nach oft zu weniger günstigen Ergebnissen führen, als wenn man die Menschen in ihrem eigenen Interesse das tun lässt, was ihnen am besten erscheint. Der beste Plan der Wirtschaftssteuerung kann, so Smith, daran scheitern, dass darin die Menschen, so wie sie sind, nicht berücksichtigt werden: Menschen wollen frei sein, und sie wollen ihre Angelegenheiten nach Möglichkeit selbst besorgen. Möchte man sie Plänen unterwerfen, sollte man bedenken: Die Übersicht über die Wirklichkeit und die entsprechenden Informationen, wie sie dazu erforderlich wären, überschreiten das Maß menschlicher Möglichkeiten. Lässt man die Wirtschaftssubjekte nach ihrem Ermessen handeln, werden sie selbst den Weg finden, der für sie der beste ist – und damit zugleich den allgemeinen Wohlstand fördern. Wenn ein guter Staat derjenige ist, der, wie der Republikaner Smith annahm, eine stabile Ordnung aufrechterhält und dabei seinen Bürgern größtmögliche Freiheit des Urteils und der politischen Mitwirkung gewährt, dann muss dazu auch die Freiheit des Wirtschaftens gehören. Heutige Ökonomen radikalisieren diesen Gedanken häufig im Namen der oben erwähnten Konsumentensouveränität: Die beste aller möglichen Welten ist für sie eine Welt, in der alle Menschen unter gegebenen Umständen das erlangen können, was sie jeweils für ihren maximalen Nutzen halten. Dahinter steckt folgendes Ideal: Alle Menschen dürfen so selbstbezogen sein, wie sie nun einmal sind, und fördern, indem sie ihr eigenes Glück suchen, automatisch auch das Glück der anderen.

Smith formulierte seine Vorstellung der Unsichtbaren Hand eher vorsichtig und mit deutlichen Einschränkungen: Er sah beispielsweise mit Besorgnis, dass die von ihm propagierte liberale Wirtschaft das Aufkommen des Proletariats bewirkte, einer Gesellschaftsschicht, die durch die Einförmigkeit und Stumpfheit ihrer Tätigkeit kaum je zu einem freien Urteil, einer vernünftigen Bestimmung ihrer eigenen Interessen oder gar der Interessen der Gemeinschaft imstande sein würde. Somit forderte Smith zur Behebung sozialer Missstände gezielte Aktivitäten seitens des Staates. Dennoch entwickelte sich sein Konzept der Unsichtbaren Hand in der Folgezeit zu einer Art Glaubenslehre. Das *Credo* vieler Ökonomen nach Smith lässt sich

¹⁴ Smith, A., *Der Wohlstand der Nationen*, übers. und hsg. v. H. Recktenwald, München, dtv, 1776/1978, S. 371.

mit den Worten *Laissez faire, laissez aller* bezeichnen. Es wurde etwa im England des 19. Jahrhunderts zeitweise zur Abschaffung aller Armenfürsorge angeführt: Diese galt als Förderung der Faulen und Schwächung der Arbeitsbereitschaft der Willigen. Besser sei es, die Armen zur Freiheit zu zwingen, ihre Arbeitskraft zu Marktpreisen zu verkaufen, als sie wohl versorgt in Abhängigkeit zu halten.

Adam Smith war sich auch der Tatsache bewusst, dass sein Entwurf des Wirtschaftssystems, sein Eintreten für freie unternehmerische Initiative und freie Märkte philosophische Relevanz hatte – schließlich war er Inhaber eines Lehrstuhls für Moralphilosophie und Verfasser eines bis heute aktuellen Werkes über ethische Fragen: „Die Theorie der ethischen Gefühle“. Insbesondere reflektierte Smith über die ethischen, sozial- und naturphilosophischen Voraussetzungen seiner wirtschaftspolitischen Überzeugungen. So sah er einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn der Bürger sowie die Fähigkeit zum Mitgefühl mit dem anderen als unerlässliche Voraussetzungen einer modernen Gesellschaft und einer freien Wirtschaft an. Wirtschaftswissenschaftler der Gegenwart halten sich indes eher fern von der Philosophie. So sind die philosophischen Implikationen der modernen Wirtschaftswissenschaften – bis auf die Ausnahme bestimmter wissenschaftstheoretischer Fragen – nur selten Gegenstand der Reflexion von Wirtschaftswissenschaftlern. Das hat indes zur Folge, dass insbesondere Fragen der Bewertung realer wirtschaftlicher Zustände in der Regel nur unzureichend untersucht werden. Dass freie Märkte, Privateigentum, Wettbewerb, niedrige Staatsquoten und internationaler Handel etwas per se Gutes seien, war noch für Adam Smith begründungspflichtig. Für viele Ökonomen und insbesondere für viele Unternehmer, Manager, Medienvertreter und Politiker ist daraus inzwischen eine Art unbezweifelbares Dogma geworden, ein Lehrsatz, der einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht fähig ist, ihrer aber auch nicht bedarf.

Dieses Dogma soll im Folgenden im 4. Kapitel auf seine Voraussetzungen und seine Bedeutung hin befragt werden. Es soll gezeigt werden, welche Positionen die Wirtschaftswissenschaften zu den Fragen „Was ist der Mensch? Was darf ich hoffen? Was soll ich tun? Was kann ich wissen?“ in diesem Dogma implizit einnehmen. Damit werden auch Grenzen der Reichweite wirtschaftswissenschaftlicher Erkenntnis deutlich.

Zuvor aber wollen wir innehalten, um uns klar zu machen, was die Wirtschaftswissenschaften gegenüber einer außerwissenschaftlichen Sicht zum Verständnis der Wirtschaft beitragen. Die wirtschaftswissenschaftliche Suche nach Ordnungsmustern in den scheinbar unzusammenhängenden Tauschakten hat sich als äußerst fruchtbar erwiesen: Sie hat ergeben, dass Abläufe der Wirtschaft nicht ohne weiteres, selbst mit bestem Willen der Beteiligten, steuerbar sind. Die Eigengesetzlichkeit der Wirtschaftssphäre, die autonome Logik ihrer Ab-

läufe, muss berücksichtigt werden, damit eine gute Wirtschaftspolitik statthaben kann. Neben vielen anderen, hier nicht im Einzelnen zu würdigenden Theorien und Erkenntnissen zeigen die Wirtschaftswissenschaften eindrucksvoll die universelle Interdependenz wirtschaftlicher Handlungen. Sie zeigen uns insbesondere, wie Änderungen an einer einzigen Stelle der Welt das ganze System beeinflussen können. Weiterhin zeigen sie, wie Wettbewerb in marktwirtschaftlichen Systemen die Kreativität fördert, wie er die Menschen stimuliert, Neues und nach Ansicht der Konsumenten Besseres herzustellen. Überdies sind sie auch in der Lage, vor dem Referenzpunkt des Allgemeinen Gleichgewichtes Situationen zu modellieren, in denen die üblichen Annahmen teilweise nicht gelten: Statt Wettbewerb kann es Oligopole oder Monopole geben, Güter können Eigenschaften haben, die von den üblichen abweichen, Tauschhandlungen können massive Folgen auf Dritte ausüben, die am Tausch nicht beteiligt sind etc. Zudem haben die Wirtschaftswissenschaften die Aufmerksamkeit auf sogenannte *Dilemma-Situationen* gelenkt, auf Umstände, in denen die rationale Nutzenmaximierung aller Beteiligten, entgegen der Lehre von der Unsichtbaren Hand, zu einem Resultat führt, das niemand der Beteiligten vernünftigerweise wollen kann. Es ist eine ungeheure, in ihrer Bedeutung nicht genügend gewürdigte Leistung der Wirtschaftswissenschaften, gezeigt zu haben, dass menschliche Absichten und Handlungen eines sind, die daraus sich ergebenden Resultate aber etwas ganz anderes sein können, wenn die Handlungen Teil eines Handlungssystems mit eigener Logik und eigenen dynamischen Mustern sind. Gleichviel, wie man es bewertet: Wirtschaft ist das beste Beispiel für ein Interaktionssystem, das von absichtsvollen Handlungen in Bewegung gehalten, systematisch unbeabsichtigte Resultate hervorbringt. Und es ist auf der Stufe der heutigen komplexen wirtschaftlichen Verflechtungen undenkbar, dieses System einfach zu umgehen oder gar abzuschaffen. Wenn der Mensch das Wesen ist, das prinzipiell wissen kann, was es will, und sich prinzipiell Zwecke setzen kann, die es erreichen kann, dann ist die Wirtschaft durch ihre Logik ein Stachel im Fleisch des Menschenwesens.

Allerdings haben nicht wenige Ökonomen ihre tiefsten Einsichten teilweise dadurch verharmlost, dass sie diejenigen Resultate, die aus der Eigenlogik der Wirtschaft hervorgeht, allzu schnell als etwas prinzipiell Gutes und Wünschenswertes deklarierten. Es hätte genügt zu sagen, dass, wie immer man die Resultate der Wirtschaft für Mensch und Natur bewertet, es vielfach unmöglich ist, etwas evident Besseres an ihre Stelle zu setzen.

4. Anthropologische und ethische Implikationen der Wirtschaftswissenschaften

4.1 Die Bedeutung des *homo oeconomicus*

Die Wirtschaftswissenschaften sehen ihre Aufgabe nicht nur darin, gleichsam die Gravitationskräfte von Handlungssystemen gesetzmäßig darzustellen, wie es die Physik tut, sie verbinden, anders als die Physik, mit dieser Darstellung auch *Bewertungen*. Das Ideal der Wirtschaftswissenschaften ist eine Welt, in der Menschen, die *als homines oeconomici* vorgestellt werden, maximale Bedürfnisbefriedigung erreichen. Diesem Ziel gehorchen in der Regel auch die wirtschaftspolitischen Ratschläge der Ökonomen. Sind aber die Menschen wirklich *homines oeconomici* bzw. sollten sie es zumindest sein, und ist die von Ökonomen favorisierte Welt wirklich wünschenswert?

Um diese Fragen zu klären, ist es sinnvoll, die Positionen der Wirtschaftswissenschaften zu den Grundfragen der Philosophie, wie sie in Abschnitt 1.3 aufgeführt sind, darzustellen. Man muss zur Klärung dieser Positionen allerdings gleichsam hinter dem Rücken der Modelle forschen, denn innerhalb dieser wird explizit kaum irgendwo auf Fragen von der Art „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?“ Bezug genommen. Generell werden in wirtschaftswissenschaftlichen Modellen die ihnen implizit unterstellten philosophischen Annahmen nicht überprüft, es gibt zu einer solchen Überprüfung auch keinerlei wirtschaftswissenschaftliche Methoden: Ähnlich dem Bewohner eines Hochhauses, der sich zwar alle Abteilungen innerhalb des Gebäudes anschauen, nicht aber eine Untersuchung der Stärke der Wände oder der Festigkeit der Fundamente vornehmen kann, ist auch ein Wirtschaftswissenschaftler durch seine Wissenschaft nicht notwendig dafür qualifiziert, die Annahmen, die seinen Modellen zugrunde liegen, zu reflektieren.

Der *homo oeconomicus* kann jedoch mit guten Gründen als Beitrag zu einer Antwort, wenn nicht als die Antwort selbst auf die Frage: Was ist der Mensch?¹⁵ aufgefasst werden. Wirtschaftswissenschaftler verwenden in ihren konkreten Forschungen das Konzept des *homo oeconomicus*, ohne sich Gedanken über seine Reichweite und Bedeutung zu machen. Im Rahmen des wissenschaftlichen Tagesgeschäftes ist dagegen nichts einzuwenden. Aber wenn es um ein umfassendes Verständnis der Wirtschaft, um ein tieferes Verständnis der Gesellschaft oder um die Grundlegung einer Wirtschaftsethik oder der Politischen Philosophie geht, dann ist zu fragen, welchen Beitrag dazu jeweils der *homo oeconomicus* leisten kann. Die Antwort auf diese Frage setzt eine Reflexion über die Leistungsfähigkeit und Grenzen des *homo oeconomicus* voraus.

¹⁵ Vgl. hierzu Manstetten, R., Das Menschenbild der Ökonomie. Der *homo oeconomicus* und die Anthropologie von Adam Smith, Freiburg, Alber, 2000.

Unter Wirtschaftswissenschaftlern, die solche Reflexionen vornehmen, sind die Vorstellungen über den *homo oeconomicus* umstritten. Man kann ihn (i) als Akzentuierung einer bestimmten Seite des menschlichen Verhaltens, wie es in der Wirtschaft erscheint, oder (ii) als Repräsentanten wesentlicher Züge allen menschlichen Verhaltens betrachten.

Zu (i) Für Ökonomen wie Adam Smith und John Stuart Mill (1806-1873), die zugleich bedeutende Philosophen waren, stellten die Annahmen über den *homo oeconomicus* eine bestimmte Seite des Menschseins unter anderen Seiten heraus, eine Seite, die in wirtschaftlichen Handlungsfeldern besonders deutlich hervortritt. Daraus folgte für sie, dass man sowohl für das Verständnis sozialer Phänomene als insbesondere für die Grundlegung ethischer Positionen auch andere Seiten des Menschseins ansprechen und in die Untersuchung mit einbeziehen musste. So hat Adam Smith eine Ethik verfasst, die ausdrücklich neben der Selbstliebe, wie sie dem *homo oeconomicus* eigen ist, eine ursprüngliche Anteilnahme des Menschen am Geschick seines Mitmenschen als eigenständige Wurzel menschlichen Verhaltens anerkennt.¹⁶

Wenngleich nicht wenige Wirtschaftswissenschaftler, darauf angesprochen, eine derartige Position widerspruchlos hinnehmen würden, sind sie nicht immer geneigt, ihre Konsequenzen auf sich zu nehmen: Selbst bei Analysen von anscheinend rein wirtschaftlichen Abläufen müsste man sich jeweils fragen, ob und inwieweit es sinnvoll ist, den Akteuren ein Verhalten ausschließlich nach Art des *homo oeconomicus* zu unterstellen. Wer sich etwa mit den Innenstrukturen und Außenbeziehungen von Unternehmen beschäftigt, wer wirtschaftliche Verhältnisse in Kulturen, die noch nicht gänzlich vom Individualismus moderner westlicher Gesellschaften durchtränkt sind, untersucht (z. B. China oder Westafrika), wird bald feststellen, dass die *homo oeconomicus* Annahme selbst von wirtschaftlichen Zusammenhängen nur Teilmomente erfasst: Sowohl *kulturelle, ethisch-politische und religiöse Orientierungen* jenseits der angenommenen Egozentrik als – nach ökonomischen Gesichtspunkten – *irrationale* oder gar *bösartige Züge* außerhalb der angenommenen Rationalität können im Verhalten der Menschen eine wesentliche Rolle spielen. Wer also den *homo oeconomicus* als *eine* unter anderen Seiten menschlichen Verhaltens auffasst, muss prinzipiell fähig sein, auch diese anderen Seiten anzusprechen, begrifflich zu fixieren und in seine Untersuchungen mit einzubeziehen. Daraus ergäbe sich die Forderung nach einer *interdisziplinären, ethnologische, soziologische und ethische Aspekte ausdrücklich mit einschließenden Wirtschaftsforschung*.

Zu (ii) Angesehene Ökonomen interpretieren den *homo oeconomicus* weitergehend: *Alles menschliche Verhalten soll auf den Nutzenkalkül von homines oeconomici zurückgeführt wer-*

¹⁶ Smith, A., Theorie der ethischen Gefühle, übers. v. W. Eckstein, Hamburg, Meiner, 1759/1985, S. 1 f.

den. In den Modellen der sogenannten Neuen Politischen Ökonomie versucht man, politische und bürokratische Strukturen und Interaktionen auf der Basis egoistischer rationaler Nutzenmaximierung zu erklären. Radikaler noch erscheinen die inzwischen auch in Politologie und Philosophie eindringenden Modelle der *rational choice*, die menschliches Verhalten in allen denkbaren Handlungsfeldern – ob es sich um Religion, Politik, Bildung, Liebe, Kriminalität oder Selbstmord handelt – als das Tun rationaler egoistischer Nutzenmaximierer darstellen. In diesem Zusammenhang sprechen Wirtschaftswissenschaftler von *ökonomischem Imperialismus* – wobei sie mit dem Ausdruck „Imperialismus“ keinerlei negative Konnotationen verbinden. Sehen sie doch eher eine besondere Stärke ihrer Disziplin darin, dass sie sich mit ihrem Menschenbild auch andere Felder als die Wirtschaft aneignen kann. Was immer der Mensch sein mag, will man sein Verhalten erklären, so gewinnt man nach Ansicht der *rational choice* die beste Erklärung dann, wenn man ihn als egoistischen rationalen Nutzenmaximierer auffasst. Mit einer solchen Erklärungsweise kann man dem Anschein nach unwiderlegbar argumentieren: Wer offen egoistisch handelt, passt ohnehin in diese Art von Beschreibung, wer aber anscheinend gerecht handelt, ohne an sich zu denken, sieht eben gemäß dieser Beschreibung seinen egoistischen Nutzen in dem Genuss des Gefühls, ein gerechter Mensch zu sein, wer aber masochistisch veranlagt ist, erweist sich aufgrund seiner besonderen Vorlieben gerade dann als egoistisch und rational, wenn er sich alles mögliche Schlechte zufügen lässt. Die Erklärung erweist sich so als ein Netz, in dem jedes zu beschreibende menschliche Verhalten von vorneherein gefangen ist, ohne dass man dieses Verhalten noch eigens betrachten müsste.

Die Problematik dieser Verwendungsweise des *homo oeconomicus* soll hier etwas ausführlicher betrachtet werden, da man häufig erleben kann, welche Faszination sie auf das Denken ausübt. Scheint man doch im Besitze eines Universalschlüssels für den Menschen, noch dazu eines solchen, der die religiösen und ethischen Illusionen des Menschen über sich selbst zerstört und den gewöhnlichen Eigennutz als Basis des Menschseins zurücklässt.

Wenn alle Menschen als egoistische rationale Nutzenmaximierer angesehen werden, folgt daraus, dass irgend eine beliebige Aktion eben so gut wie ihr Gegenteil als Tun des *homo oeconomicus* dargestellt werden kann. Man kann die Tatsache, dass Menschen irgendetwas tun oder nicht tun, auch so beschreiben, dass man den Satz: *Menschen tun dieses oder jenes oder tun es nicht*, ergänzt, indem man sagt: *Menschen, indem sie dieses oder jenes tun oder nicht tun, maximieren stets in rationaler Weise ihren Nutzen*. Diese Ergänzung aber hat keinerlei Erkenntniswert. Denn man weiß durch den Verweis auf die rationale Nutzenmaximierung nicht mehr, als dass Menschen dieses oder jenes tun oder nicht tun. Wohl aber umgibt man dieses Wissen mit dem Anschein einer Erklärung, die in Wahrheit nichts erklärt. Es ist dann

logisch nicht schwierig, die Handlungen sowohl einer Heiligen als auch eines KZ Wächters, sowohl eines hungrigen Kindes in Afrika, eines Krebskranken als auch einer Hochleistungssportlerin jeweils in einer solchen Form zu beschreiben, dass sie als rationale Nutzenmaximierung erscheinen. Was aber ist damit gewonnen? Verloren ist jedenfalls derjenige Gesichtspunkt, der es erlaubt, Handlungen ethisch zu qualifizieren. *Den entscheidenden Unterschied zwischen Handlungen macht es aus, wodurch ein Mensch sich zum Tun motivieren lässt, an welchen Gesichtspunkten er sein Tun orientiert. Nicht der Nutzen, sondern der Gehalt dessen, was als Nutzen beschrieben werden mag, macht das Wesen der Handlung aus.* Ein Mensch tut Gutes, ein anderer Belangloses, ein dritter Böses – und so umstritten es in unserer Gesellschaft sein mag, was als gut, was als böse, was als belanglos zu gelten hat, eine menschliche Gemeinschaft ist kaum lebensfähig, wenn sie derartige Unterscheidungen nicht vornehmen kann, wie sie essentiell für die Rechtsordnung und den zwischenmenschlichen Umgang sind. Dieser Gehalt, das nämlich, worin der Mensch jeweils seinen Nutzen sieht, wird zugedeckt, wenn man alles Tun als Tun des *homo oeconomicus* betrachtet. Wenn alles Tun rationale Nutzenmaximierung ist, gibt es keine Möglichkeit, Sinn und Unsinn, Wert und Unwert, Vernunft und Unvernunft einer Handlung zu unterscheiden. Was erklärt der Begriff „Nutzen“, wenn er auf jede Handlung angewendet wird, an Spezifischem bei irgendeiner besonderen Handlung? Die Prognose, dass eine Person A ihren Nutzen maximieren wird, ist nichtssagend, wenn, was immer A tun wird, als Nutzenmaximierung beschrieben wird.

4.2 Der homo oeconomicus und seine Anreize

Ernst zu nehmen ist indes der Versuch, den *homo oeconomicus* in der Bedeutung (ii) mit der Bedeutung (i) zu kombinieren, indem man ihn als *Durchschnittstypus* ansieht, der sein Vorkommen in verschiedenen, nicht nur wirtschaftlichen Handlungsfeldern hat. Akzeptiert man diese Deutung, so bedeutet dies, dass man nicht von allen Menschen in allen Situationen, wohl aber von vielen Menschen in vielen Situationen erwarten kann, dass sie im Rahmen dessen, was ihnen vernünftig vorkommt, so weit wie möglich ihre Privatinteressen verfolgen. Diese Erwartung kann die Realität transparenter machen. Ein Beispiel: Appelle an die moralische Verpflichtung der Steuerzahler, ihre Steuern zu zahlen, sind meistens wirkungslos. Ganz gemäß der *homo-oeconomicus*-Annahme sollte der Staat damit rechnen, dass da, wo keine Strafe zu gewärtigen ist, Steuern nicht oder nur selten bezahlt werden. Im Sinne der *homo-oeconomicus*-Annahme sind statt derartiger Appelle ein durchsichtiges Steuerrecht und eine effektive Steuerfahndung zu empfehlen. Als *homo oeconomicus* wird der Steuerzahler in die-

sem Fall aus eigenem Interesse (nämlich aus Furcht vor der Strafe) keine Steuern hinterziehen.

In diesem Zusammenhang verwenden Ökonomen häufig den Begriff des *Anreizes*. Bei der Untersuchung von wirtschaftlichen Situationen, aber auch in anderen Feldern, fragen sie: Welche Anreize bietet die jeweilige Lage einem egoistischen rationalen Nutzenmaximierer für ein bestimmtes Verhalten? Vor allem die sogenannte *Institutionenökonomik* untersucht, welche Anreizwirkungen von bestimmten Regelungen auf als *homines oeconomici* aufgefasste Akteure ausgehen können.

Die Richtung der Aufmerksamkeit auf Anreize hilft vielfach, in komplexen Interaktionsstrukturen Szenarien über denkbare künftige Entwicklungen zu entwerfen: Wenn man davon ausgeht, dass der Durchschnittsmensch in der Regel nicht in erster Linie das Gemeinwohl verfolgt und den Geboten der Nächstenliebe gehorcht, sondern vor allem seinen eigenen Vorteil zu erreichen sucht, kann man, frei von Wunschdenken, Situationen analysieren und sich fragen: Wie können solche Situationen, unter der Voraussetzung, dass die meisten Menschen keineswegs Heilige sind, dass vielmehr Eigeninteressen von Individuen, Unternehmen, Verbänden, Parteien und anderen Interessengruppen als Machtfaktoren im Spiel sind, so gestaltet werden, dass das für die Gemeinschaft aller Beteiligten und Betroffenen bestmögliche Ergebnis herauskommt? Das Ziel ist eine politische, wirtschaftliche und soziale Ordnung, die dafür sorgt, dass *homines oeconomici*, die sich an ihre Gesetze und Regeln halten, zugleich das Bestmögliche für die Gesellschaft bewirken. Hat man aber in einem bestimmten Bereich keine Möglichkeit, die Anreize für rationale Egoisten so zu setzen, dass diese aufgrund ihres eigenen Vorteilsstrebens das tun, was man für die Allgemeinheit als das Beste erachtet, so sollte man sich zumindest nicht wundern, wenn das entsprechende Feld von Privatinteressen dominiert wird, die jede vernünftige Lösung blockieren – denn dies genau besagt die *homo-oeconomicus*-Annahme. Dass Politiker häufig anderes als das Beste für ihren Staat oder für die Staatengemeinschaft im Sinn haben, dass Journalisten immer wieder Halb- und Unwahrheiten verbreiten, ist nicht überraschend, wenn man auf ihre Tätigkeitsfelder mit dem Auge des Ökonomen blickt: Unter diesem Blick ist zu erwarten, dass diese Menschen das tun, was ihnen im Privatinteresse als das Vorteilhafteste erscheint. Wo es starke Anreize zur Lüge und zu unfairem Verhalten gibt, ist damit zu rechnen, dass viele Menschen entsprechend reagieren¹⁷.

¹⁷ Dieser Blick auf den Menschen lässt sich bis weit in die abendländische Tradition politischer Philosophie zurückverfolgen. So hat Thomas Hobbes in seinem „Leviathan“ die Entstehung des Staates aus dem rationalen Kalkül von Individuen hergeleitet, die kein höheres Ziel als ihre Selbsterhaltung kennen. Die *homo-oeconomicus* Annahme, so eingesetzt, verbindet also die Wirtschaftswissenschaften mit einer bis heute aktuellen Position

4.3 Was ist der Mensch, wie sollte er sein?

Kritiker der Wirtschaftswissenschaften begründen ihre Ablehnung des ökonomischen Ansatzes häufig schon damit, dass Ökonomen mit der Figur des *homo oeconomicus* operieren – was sie nach Ansicht dieser Kritiker nicht tun sollten. Allerdings muss man angesichts dieser Figur unterscheiden zwischen (i) ihrer Verwendung für eine Beschreibung der Wirklichkeit des Menschlichen einerseits und (ii) ihrer moralischen Bewertung andererseits.

Zu (i) Die Verfolgung privater Eigeninteressen ist etwas sehr Gewöhnliches, der *homo oeconomicus* zeigt also durchaus Eigenschaften, wie wir sie an durchschnittlichen Menschen, uns selbst mit eingeschlossen, vielfach antreffen können. Diese Unterstellung macht die Analyse der Wirklichkeit allerdings nicht immer einfach, da Privatinteressen nicht immer stabil sind, auf unterschiedlichsten Ebenen wirksam sind und sehr Unterschiedliches bedeuten können: Dass die Regierung eines Staates in der Regel nicht im Interesse der gesamten Menschheit handelt, ist wahrscheinlich, aber ob ihre Mitglieder im Interesse ihres Staates, ihrer Wähler, ihrer Partei, bestimmter Verbände oder im ganz persönlichen Privatinteresse oder in irgendeiner Mischung aus alledem die Motivation ihres Handelns sehen, sagt uns die *homo-oeconomicus*-Annahme als solche nicht, ebenso wenig wie sie uns die Frage beantwortet, ob die Mitarbeiter eines Unternehmens ihr Eigeninteresse darin sehen, die Entwicklung des Unternehmens zu fördern, oder eher darin, sich kurzfristig auf Kosten des Unternehmens zu bereichern.

Überdies soll eine weitere mit dieser Annahme verbundene Problematik genannt werden: Wer sich daran gewöhnt, überall in der Welt den *homo oeconomicus* am Werk zu sehen, gewöhnt sich damit auch daran, klein und flach vom Menschen – von sich selbst und von anderen – zu denken. So sind soziologische Untersuchungen zu dem Resultat gelangt, dass Studenten und Absolventen der Wirtschaftswissenschaften sich in nicht unerheblichem Maße berechnender und selbstischerer verhalten als andere Menschen. In jedem Fall liegt sowohl das außergewöhnlich Gute wie das außergewöhnlich Böse außerhalb des Gesichtsfeldes eines *homo oeconomicus*. Was immer man aufgrund der *homo-oeconomicus*-Annahme erwartet: Edith Stein, Dietrich Bonhoeffer und Mutter Teresa sind im Rahmen solcher Erwartung ebenso wenig vorgesehen wie Josef Goebbels oder Osama Bin Laden. Gerade Handlungen, die besonders tiefe und weitreichende Wirkungen ausüben, geraten nicht in den Blick, wenn man den Menschen im Lichte des *homo oeconomicus* sieht. Nicht in den Blick gerät dabei auch das Alltägliche, sofern diesem seine eigene Überdurchschnittlichkeit zukommt: Auch im All-

tagsleben überraschen uns Menschen und überraschen wir uns selbst durch eben jene Selbstvergessenheit und Hingabe an das Leben, die Voraussetzung aller Erfahrung von Glück ist.

Zu (ii) Würde man einem Menschen begegnen, der durch die üblichen Eigenschaften des *homo oeconomicus* in seinem Wesen charakterisiert wäre, stets berechnend und ich-bezogen, man fände ihn unsympathisch. Kalkulierendes Verhalten, ungenierte Bevorzugung der eigenen Person, Desinteresse an allen anderen, soweit man von ihnen nicht profitieren kann, Unersättlichkeit in der Befriedigung der eigenen Bedürfnisse und damit verwandte Charakterzüge – wie etwa die Bereitschaft zu lügen, wenn dies Vorteile verspricht – gelten nicht eben als einnehmende Eigenschaften, und selbst diejenigen Menschen, deren Charakter in die Richtung derartiger Eigenschaften tendiert, geben sich in der Regel Mühe, sie zu kaschieren. Ohne Heuchelei darf sich ein *homo oeconomicus* in der Öffentlichkeit kaum zeigen; dies gilt ganz besonders für die Sphäre der Politik.

Kant, dem die Häufigkeit von Verhaltensmustern nach Art des *homo oeconomicus* durchaus bekannt war, hat darauf aufmerksam gemacht, dass der *homo oeconomicus* gänzlich untauglich ist für eine Grundlegung vernünftiger Moral: Ethische Orientierungen müssen Gesichtspunkte enthalten, die völlig außerhalb des Gesichtskreises des *homo oeconomicus* liegen, und umgekehrt: Die Prinzipien des *homo oeconomicus* haben keinerlei ethischen Wert. Wer solche Prinzipien als ethische ausgäbe, würde, so Kant, normalerweise auf Unverständnis stoßen: „Wenn ein dir sonst beliebter Umgangsfreund sich bei dir wegen eines falschen abgelegten Zeugnisses dadurch zu rechtfertigen vermeinete, daß er zuerst die, seinem Vorgeben nach, heilige Pflicht der eigenen Glückseligkeit vorschützte, alsdann die Vorteile erzählte, die er sich alle dadurch erworben, die Klugheit namhaft machte, die er beobachtet, um wider alle Entdeckung sicher zu sein, (...) dann aber im ganzen Ernst vorgäbe, er habe eine wahre Menschenpflicht ausgeübt: so würdest du ihm entweder gerade ins Gesicht lachen, oder mit Abscheu davon zurückbeben.... Oder setzet, es empfehle euch jemand einen Mann zum Haushalter, dem ihr alle eure Angelegenheiten blindlings anvertrauen könnet, und, um euch Zutrauen einzuflößen, rühmete er ihn als einen klugen Menschen, der sich auf seinen eigenen Vorteil meisterhaft verstehe, auch als einen rastlos wirksamen, der keine Gelegenheit dazu ungenutzt vorbeigehen ließe, endlich... rühmete er, wie er recht fein zu leben verstünde, ... übrigens aber wegen der Mittel nicht bedenklich wäre, und fremdes Geld und Gut ihm hierzu, so bald er nur wisse, daß er es unentdeckt und ungehindert tun könne, so gut wie sein eigenes

wäre: so würdet ihr entweder glauben, der Empfehlende habe euch zum besten, oder er habe den Verstand verloren.“¹⁸.

Andererseits sind gewisse Züge des *homo oeconomicus* aus ethischer Perspektive erwünscht: Dass ein Mensch fähig ist, seine privaten Belange zu erkennen und sie nicht mit den Belangen anderer zu vermischen, dass er für seine Interessen eintreten und sich gegen die Wünsche und Normen anderer abgrenzen kann, gilt geradezu als Voraussetzung der Persönlichkeitsentwicklung, insbesondere gilt es gerade in wirtschaftlichen Beziehungen als normal, dass Handelspartner sich weniger um die Belange des anderen als um ihren eigenen Vorteil kümmern, im Vertrauen, dass auch der andere dazu in der Lage ist. Geschieht dies im Rahmen der geltenden Gesetze und der allgemein akzeptierten Umgangsformen, wird kaum jemand etwas Verwerfliches daran finden. Dabei unterstellt man aber, dass ein solcher Mensch fähig ist, gegebenenfalls auch auf die Verfolgung seiner Privatinteressen zugunsten höherer Gesichtspunkte zu verzichten.

4.4 Was darf ich hoffen? Was soll ich tun? Die Aussichten in einer Welt aus homines oeconomici

Die Antwort auf die Frage „Was darf ich hoffen?“ ist in gewisser Weise der Kern der ökonomischen Sicht auf Mensch und Gesellschaft: Der Referenzpunkt der idealen Welt ökonomischer Modelle ist ein Zustand, worin egozentrische rationale Nutzenmaximierer, wenn sie (im Rahmen einer Rechtsordnung) ihr Privatinteresse verfolgen, damit gleichzeitig das Beste für die Gemeinschaft bewirken. Wir haben gesehen, dass in dieser Weise die Unsichtbare Hand des Adam Smith interpretiert wird. Auch wenn hier nur von einer Modellwelt die Rede ist, so verbindet sich damit eine durchaus für die reale Welt bestimmte Hoffnung: Alle Menschen dürfen so durchschnittlich egozentrisch, so auf ihren privaten Vorteil bedacht sein, wie sie nun einmal, gemäß der wirtschaftswissenschaftlichen Theorie, sind – und gerade indem sie so handeln, wie es ihrem Sein entspricht, tun sie, was sie tun sollen, indem sie insgesamt für alle das Beste bewirken. Mit dieser Hoffnung aber drückt die wirtschaftswissenschaftliche Theorie den Wunsch vieler Menschen aus: Das Gute geschieht, ohne dass ich mich darum kümmern muss, es genügt, wenn ich mich um mich selbst und meine kleine Welt kümmere. Ja, selbst wenn ich etwas Egoistisches tue, so mag es sein, dass ich letztlich damit mehr Gutes bewirke, als wenn ich dezidiert etwas für andere täte.

¹⁸ Kant, I., Kritik der praktischen Vernunft, in: W. Weischedel, Kant, Werkausgabe, Bd. VII, Suhrkamp, Frankfurt, 1788/1974, S. 147.

Diese Hoffnung stellt eine weitgehende Entlastung von allem moralischen Druck des „Du sollst“ dar. Ihr Spezifikum besteht darin, dass sie die Frage „Was soll ich tun“ gleichsam von selbst erledigt, indem sie ihre Versprechungen darauf basiert, dass die Menschen das tun, was sie als rationale Egoisten ohnehin tun wollen: Der Mensch *ist* rationaler Nutzenmaximierer, er *soll* als rationaler Nutzenmaximierer agieren, und es ergibt sich maximaler sozialer Wohlstand. Sein und Sollen fallen zusammen und alles wird gut für alle. Falls aber – und auch solche Situationen werden von Ökonomen untersucht – aus besonderen Gründen die Summe aller Aktionen der egoistischen Akteure zu einem Dilemma führt, zu einer Situation, deren Resultat für keinen oder allenfalls für die wenigsten Beteiligten und Betroffenen wünschenswert ist, dann sollte die Politik Anreize in der Form setzen, dass dadurch die Menschen aus egoistischen Motiven genötigt werden, dazu beizutragen, dass es besser wird. Auch in diesem Fall genügt es, wenn die Menschen, ohne an mehr als an sich selbst zu denken, den vorgegebenen Anreizen folgen.

Allerdings hat diese Unschuld des *homo oeconomicus* etwas Zweideutiges an sich: Finden Entwicklungen in irgendeinem menschlichen Interaktionsfeld statt, die man nicht gutheißen kann – etwa derart, dass Menschen leiden müssen oder gedemütigt werden – so sind gemäß dieser Argumentation daran die Anreizstrukturen schuld, nicht etwa die rationalen egoistischen Nutzenmaximierer, so weit sie diesen Strukturen entsprechend reagieren. Allerdings stellt sich die Frage, ob und für wen bei verfahrenen Anreizstrukturen ein Anreiz besteht, selbige zu korrigieren. Verwendet man hier die *homo-oeconomicus*-Annahme, so ergibt sich als Perspektive eine Hoffnungslosigkeit, die manchen Ökonomen selbst nicht entgangen ist. In der Regel muss man, wie der Nobelpreisträger Buchanan gezeigt hat, annehmen, dass der Einsatz für eine nachhaltige Korrektur verfehlter Anreizstrukturen für einen engagierten Bürger kurz- und mittelfristig gravierende private Nachteile bringen kann.¹⁹ So verringert die Kürze des Wahlzyklus in demokratischen Staaten für Politiker die Anreize, nachhaltige und langfristig wirksame Reformen durchzuführen, jedenfalls dann, wenn die Wirkung dieser Reformen so spät eintritt, dass sie für die Wiederwahl der Reformwilligen nicht mehr von Belang ist. Denn diese Reformen machen Wähler, die kurz- und mittelfristige Wohlstandseinbußen hinnehmen müssen, kaum geneigt, diejenigen wiederzuwählen, die ihnen dieses Leid zugefügt haben. Wenn die Reformen langfristig greifen und den Wohlstand vieler erhöhen, werden andere, die nicht gesät haben, ihre Früchte ernten. Ähnliches gilt aber auch für Maßnahmen in Unternehmen: Ein Manager, dessen Einkommen an die Höhe der Aktienkurse gebun-

¹⁹ Vgl. hierzu Petersen, Th., Individuelle Freiheit und allgemeiner Wille. Buchanans politische Ökonomie und die politische Philosophie, Tübingen, Mohr (Siebeck), 1996, S. 143-169.

den ist, wird vielleicht das Seine dafür tun, dass diese für die Dauer seiner Tätigkeit hoch stehen, – wie sie zu einer Zeit, in der er das Unternehmen verlassen hat, stehen, liegt außerhalb seines Interesses, und, vor die Wahl gestellt, den Gegenwartswert des Unternehmens auf Kosten seines nachhaltigen Wertes zu steigern oder das Gegenteil zu tun, kann er Anreize haben, sich für die Steigerung des Gegenwartswert zu entscheiden.

Insgesamt bestehen in einer Welt von *homines oeconomici* massive Anreize dazu, *Leistung zu demonstrieren*. Ob Anreize bestehen, langfristig wirksame *Leistung zu erbringen*, sofern diese nicht bemerkt wird, ist hingegen zweifelhaft. So wird glaubhaft (und selbst unglaubhaft) dargestellter Reformeifer in der Politik oft eher belohnt als die Durchführung wirklicher Reformen. Wenn man erkennt, dass die dem vorgegebenen Eifer gemäßen Taten ausgeblieben sind, stehen die entsprechenden Politiker in der Regel nicht mehr zur Wahl.

So gesehen, ist es überraschend, dass es, wenn auch vielleicht selten, dennoch Menschen gibt, die sich um das Gemeinwohl bemühen, und dass immer noch gut geführte Unternehmen Führungskräfte und Mitarbeiter finden, denen das Gedeihen des Unternehmens auch dann wichtig ist, wenn sie selbst daraus keinen Vorteil ziehen - außer dem Gefühl, das Rechte zu tun. Wären alle Menschen immer *homines oeconomici*, so gäbe es für unsere wirkliche Welt, die eben nicht die Modellwelt der Ökonomen ist, wenig Hoffnung: Ist sie einmal aus den Fugen geraten, wird kein *homo oeconomicus* es als lohnend ansehen, daran mitzuwirken, sie wieder einzurenken, denn die Früchte seines Einsatzes werden ihm in seinem Leben kaum zugute kommen. Die Hoffnung auf eine menschenwürdige Zukunft ruht darauf, dass immer wieder Menschen auftreten, die unvoreingenommen und ohne Privatinteressen nach der Gerechtigkeit streben. Nicht das Privatinteresse des rationalen Nutzenmaximierers, sondern die Freiheit vom Privatinteresse – auch von der Unterwerfung unter die Privatinteressen anderer – ist eine Voraussetzung dafür, dass es Hoffnung für diese Welt gibt. Mehr noch: Gerade die egoistischen rationalen Nutzenmaximierer, die sich in ihrer Welt einrichten wollen, benötigen, damit die Welt ein für sie wohnlicher Ort bleibt, Menschen, die ihr Leben in einem Horizont sehen, der den des *homo oeconomicus* bei weitem überschreitet.

4.5 Stärke und Fragwürdigkeit des homo oeconomicus im Feld von Politik und Ethik

Die Stärke des *homo oeconomicus* auf dem Feld des Normativen liegt in dem Glauben, dass der Mensch dazu berufen ist, in Freiheit zu leben. Demgemäß wird jede Gemeinschaft aufgefordert, Räume zu schaffen, in denen der Mensch frei nach eigenem Gutdünken sein Glück suchen kann – was immer er darunter versteht. Wirtschaft wird als paradigmatischer Raum einer solchen legitimen Glücksuche aufgefasst. Lässt man dieser Freiheit Raum, so

verspricht es dieser Glaube, dann wird sich menschliche Kreativität, damit aber auch technischer und sozialer Fortschritt entfalten. Wirtschaftliche Beschränkungen hingegen lähmen die Eigeninitiative der Menschen, machen sie abhängig von paternalistischen Institutionen und damit letztlich unmündig.

In diesem Zusammenhang ist hervorzuheben, dass die meisten Wirtschaftswissenschaftler, die sich als Anhänger einer freien Marktwirtschaft exponieren, mit nicht geringerer Entschiedenheit für politische Freiheitsrechte und Gestaltungsmöglichkeiten eintreten: Zumindest ohne die Gewährung elementarer Menschenrechte scheint ihnen eine funktionierende Marktwirtschaft langfristig nicht möglich zu sein. Mit guten Gründen betonen sie, dass, wer sich für die Sache der Freiheit engagiert, das Risiko eingehen muss, dass diese Freiheit nicht den Helden, Heiligen und Wohltätern alleine, sondern auch all denen gewährt werden muss, denen solche Eigenschaften abgehen, solange sie nicht ungesetzlich handeln.

Es ist das Credo vieler Ökonomen, dass Freiheit möglich ist. Zwar wird ein Wirtschaftswissenschaftler kaum bestreiten, dass freie Märkte in vielen Einzelfällen Folgen mit sich bringen, die man unmöglich wünschen kann, aber zugleich wird er einwenden: Was ist die Alternative? Und Wirtschaftswissenschaftler werden, anders als viele ihrer Kritiker, auch die *Kosten der Alternativen* abzuwägen versuchen: Einschränkung wirtschaftlicher Handlungsfreiheit mag im günstigsten Fall tatsächlich Auswüchse dessen zügeln, was man globalen Kapitalismus nennt, aber es bedeutet oft auch zusätzliche Regelungen, zusätzlichen Aufwand für ihre Bearbeitung, zusätzliche Bürokratie, eventuell sogar autoritäre und diktatorische Machtstrukturen. Wenn aber, wie zu erwarten ist, Bürokraten als *homines oeconomici* ihre Machtpositionen zum eigenen Vorteil ausnutzen, wird dann nicht freier Wettbewerb vielfach durch Stagnation, Ineffizienz, Entmündigung, Willkür und Korruption ersetzt? Zur Beantwortung derartiger Fragen ist der *homo oeconomicus* als Analyseinstrument unverzichtbar, auch wenn dieses Instrument in der Regel durch weitere – soziologische, kulturwissenschaftliche, politologische und ökologische – Gesichtspunkte ergänzt werden muss.

Die Schwäche des *homo oeconomicus* liegt, normativ gesehen, darin, dass er, als moralische Person betrachtet, nichts als Vollstrecker von äußeren und inneren Anreizen ist. Insofern ist er letztlich unfrei – wie sich vor allem in seinem moralischen Verhalten zeigt. Karl Hohmann, Inhaber eines Lehrstuhls für Wirtschaftsethik in München, hat für dieses moralische Verhalten des *homo oeconomicus* unter dem Namen der „Anreizethik“ eine Rechtfertigung entworfen: Sein ethisches Konzept stellt an ethische Normen den Anspruch, dass ihre Befolgung „für die Einzelnen - nicht im Einzelfall, aber auf längere Sicht - Vorteile erwarten lässt. Ethik muss grundsätzlich den Anreizen der Einzelnen folgen (Anreizethik) ... Dieser systema-

tisch offene Vorteilsbegriff der modernen Ökonomik ... löst ... das Implementierungsproblem, ohne die Menschen moralisch zu überfordern, weil sie lediglich ihre langfristigen Vorteile verfolgen sollen.²⁰ Demgemäß wäre es eine Überforderung, würde man von einem Menschen erwarten, Gutes zu tun, sofern ihm das langfristig Nachteile bringt.

Gewiss ist es richtig, von einer guten Politik zu fordern, dass sie nach Möglichkeit Anreizsituationen schafft, in denen die Menschen, wenn sie den gegebenen Anreizen folgen, zugleich auch das Rechte im moralischen Sinne tun. Das bedeutet aber, anders als Homann meint, keineswegs, dass damit jedes Verhalten im Rahmen der Verfolgung langfristiger Vorteile (bzw. dessen, was ein Mensch dafür hält) moralisch zu billigen wäre. In Homanns Verständnis von Ethik liegt die Gefahr, dass das Menschenbild des *homo oeconomicus* sich als Inbegriff *moralischer Unfreiheit* erweist. Denn was tut der *homo oeconomicus*, sollte er in ein Feld von Anreizen geraten, die dauerhaft Lüge, Gewalttätigkeit und Hass zu belohnen, Wahrheit, Gerechtigkeitssinn und Liebe aber zu bestrafen scheinen? Annahmengen gemäß gehorcht er, um sich nicht seinen Vorteil entgehen zu lassen oder gar Leben zu verlieren, den gegebenen Anreizen. Solche Anreizstrukturen gab es in den Systemen des Nationalsozialismus oder des Stalinismus, es gibt sie heute in zahlreichen Diktaturen. Haben die Mitläufer dieser Systeme recht gehandelt, indem sie als egoistische rationale Nutzenmaximierer erkannten, dass jeglicher Widerstand diesen Nutzen erheblich und zuweilen lebensbedrohend mindern würde? Aber auch unter rechtsstaatlichen Verhältnissen im Rahmen einer Marktwirtschaft kann es auf lange Sicht immer wieder einmal vorteilhaft erscheinen, Schwächere auszubeuten und Gutgläubige zu betrügen. In solchen Situationen erweist sich ein Verhalten gemäß dem *homo oeconomicus* als bloßer *Opportunismus*. So richtig es ist, bei einer nüchternen Beschreibung derartiger Anreizstrukturen nicht Heldentum, sondern das weit verbreitete Mitläufertum in Rechnung zu stellen, so wenig berechtigt ist es, in der Bewertung eine moralische Rechtfertigung dafür zu liefern: Das Argument, der Mensch sei nun einmal so, ist geradezu verwerflich, wenn es darum geht, zu erkennen, wie er sein sollte und wie zu sein er wenigstens sich bemühen könnte. Ethik, die nicht *Ansprüche an den Menschen jenseits gegebener Anreize kennt*, ist keine Ethik. Gleichviel, wie die Anreize liegen, es gibt, wie Kant gezeigt hat, keine Rechtfertigung dafür, einen Mensch ausschließlich als bloßes Mittel zu behandeln. Unbedingt gilt der Anspruch, die „Menschheit in jedem Menschen jederzeit als Zweck zu behandeln“, d. h. durch das eigene Tun jedem Menschen nach Möglichkeit zu zeigen, dass er Träger von Menschenwürde ist.

²⁰ Homann, K., Globale Ethik. Zur Konzeption des Wittenberg-Centers for Global Ethics, www.wcge.org/ethik/konzeption, o. J.

Wenn Menschen, bei aller Durchschnittlichkeit und Fehlbarkeit des Charakters, von der niemand frei ist, je vergessen, dass kein noch so starker gegebener Anreiz sie von der Frage und der Entscheidung darüber entlastet, was in diesem Augenblick wahrhaft gut ist, dann geben sie das Wesentliche ihres Menschseins, ihre moralische Freiheit, preis. Verantwortlich handelt nur der Mensch, der weiß, dass sein eigener Vorteil ~~n~~ nie der höchste Gesichtspunkt für die Orientierung seines Handelns sein kann.

4.6 *Der homo politicus*

In demokratischen Rechtsstaaten ist insbesondere die Politik ein Bereich, in dem andere Gesichtspunkte als der eigene Vorteil das Handeln der beteiligten Menschen bestimmen sollten. Der Wert der Handlungen von denjenigen, die in der Politik agieren, wird nicht daran gemessen, inwiefern sie dem privaten Nutzen des Handelnden dienen, sondern daran, inwiefern sie das Allgemeinwohl fördern. Politisch Handelnde unterstehen demgemäß Ansprüchen, die gänzlich außerhalb der Sphäre des *homo oeconomicus* liegen. Selbst wenn Politiker diesen Ansprüchen häufig nicht genügen, ist es unvermeidlich, dass sie an ihnen gemessen werden. Dazu gehört insbesondere die Erwartung, dass sie bei ihren Handlungen das langfristige Interesse der staatlichen Gemeinschaft, der sie angehören, im Blick haben, dass sie die jeweilige Verfassung achten, dass sie nach Gerechtigkeit streben und dass ihnen dabei insbesondere auch die Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen für kommende Generationen ein wesentliches Anliegen ist. Dazu kommen müssen allerdings bestimmte für die politische Sphäre kennzeichnende Eigenschaften wie die Bereitschaft, eigene Zielvorstellungen der öffentlichen Diskussion und Kritik auszusetzen, die Fähigkeit, langfristig für die Durchsetzung von Zielen, die der öffentlichen Kritik standhalten, kämpfen zu können, und das Gespür, aus gegebenen Machtverhältnissen heraus das Beste im Sinne dieser Ziele bewirken zu können. Vereinfacht gesagt: Interesse an Gerechtigkeit, Bereitschaft zur öffentlichen Auseinandersetzung und Sinn für Macht sind erforderlich, um in der Politik angemessen wirken zu können.

Wer politisch in diesem Sinne handelt, kann als *homo politicus* bezeichnet werden.²¹ In einem weiteren Verständnis aber zeigt jede Person, die an öffentlichen Angelegenheiten Anteil nimmt, Züge des *homo politicus*. Es ist durchaus denkbar, dass ein und derselbe Mensch sich in der Wirtschaft als *homo oeconomicus* verhält und zugleich im Bereich der Gemeinschaft und der Sphäre der Politik als *homo politicus* agiert.

²¹ Das Konzept des *homo politicus* wird ausführlich begründet und dargestellt in: Faber, M., Manstetten, R. u. Petersen, Th., *Homo Oeconomicus and Homo Politicus. Political Economy, Constitutional Interest and Ecological Interest*, *Kyklos* Vol. 50, 1997, S. 457-483.

Angesichts des Verhaltens vieler Politiker mag man sich wohl fragen, ob es realistisch ist, über den *homo oeconomicus* hinaus das Dasein des *homo politicus* anzunehmen. Indes lässt sich immerhin soviel sagen, dass auf Dauer die Existenz demokratischer Rechtsstaaten gefährdet wäre, wenn sich alle politischen Akteure in allen Situationen als reine *homines oeconomici* erweisen würden. Denn gerade in für die Entwicklung einer Gesellschaft wesentlichen Fragen ist es häufig so, dass langfristige Entscheidungen erforderlich sind, die den dafür Verantwortlichen kurz- und mittelfristig weder privaten wirtschaftlichen Nutzen noch politische Reputation einbringen, die in Wählerstimmen umgesetzt werden können. Überraschend ist weniger, dass solche Entscheidungen, wie man weiß, lange aufgeschoben werden – denn das entspricht der Perspektive des *homo oeconomicus*. Überraschend aus dieser Perspektive ist vielmehr, dass moderne Gesellschaften sich schließlich zu solchen Entscheidungen durchringen können, auch wenn die Entscheidungsträger dies nicht selten mit ihrer Abwahl bezahlen. Nicht zuletzt ist auch die Erhaltung und Entwicklung der Wirtschaft als einer Sphäre privater Nutzenmaximierung davon abhängig, dass weitblickende politische Akteure Wirtschaftspolitik nicht primär unter dem Gesichtspunkt ihres eigenen Nutzens, sondern unter dem Gesichtspunkt des Wohls aller Beteiligten betreiben.

5. Schlussbemerkung

Unsere heutige Wirtschaft im Ganzen der Welt ist etwas Einmaliges, und, so weit wir sehen können, Einzigartiges. Hätte sich das Leben auf der Erde nicht gerade in der Weise entwickelt, wie dies in den eigenartigen Linien der biologischen Evolution geschehen ist, wären dabei nicht in bestimmten Phasen über Millionen Jahre hinweg eben jene fossilen Rohstoffe entstanden, die die heutige Menschheit in Jahrhunderten oder gar Jahrzehnten verbraucht, wären wir nicht Erben einer Geschichte, die unter den sehr speziellen geographischen, klimatischen und kulturellen Bedingungen Westeuropas und später Amerikas im 15.-18. Jahrhundert die weltgeschichtlich einmalige Idee des freien Individuums, des freien Wettbewerbs und der freien öffentlichen Diskussion hervorbrachte, so gäbe es nicht das, was wir heute als marktwirtschaftlich organisierte Weltwirtschaft bezeichnen. Individuelles in seiner Einmaligkeit kann durch keinerlei Allgemeinbegriffe erfasst werden. Wie zu allem Individuellen gehört auch zur Weltwirtschaft ein Rätsel, ein undurchdringlicher, unauflösbarer Kern. Wer die Weltwirtschaft wahrhaft verstehen will, geht von vorneherein fehl, wenn er nicht dieses Moment des Unverständlichen mit in seine Reflexion einbezieht.

„Vieles ist ungeheuer,/ Nichts ist ungeheurer als der Mensch“, heißt es in der Antigone des Sophokles. Das Schaudern des Sophokles rührt aus der Einsicht, dass die Menschen in all ihrer Macht und der Vielfalt ihrer Ziele nicht wissen, wer sie sind und was sie tun. Mit unserer Teilhabe an der Wirtschaft auf unserer gegenwärtigen Erde sind wir Teilhaber eines noch nie dagewesenen Geschehens mit offenem Ausgang unter zum Teil bedrohlichen Vorzeichen. Freiheit, materielle Sicherheit und schier unersättliche Bedürfnisse auf der einen, Armut und Elend auf der anderen Seite, Hoffnungen und Ansprüche, Sorgen und Ängste gegenüber dem, was kommen könnte, auf allen Seiten, eine Natur, die trotz aller Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft fremd und in ihrem Katastrophenpotential zunehmend unheimlich erscheint, ein Wirtschaftsablauf, der sich gegenüber aller Planung und Orientierung zu verselbständigen scheint - das sind die Bedingungen, unter denen wir in den vorausgegangenen Gedankenwegen nach der Wirtschaft und ihrer Bedeutung für das menschliche Leben gefragt haben.

Gegenwärtige und zukünftige Menschen haben wohl Anspruch darauf, dass wir unser Möglichstes tun, um ihnen eine Erde zu überlassen, auf der es sich menschenwürdig leben lässt. Aber selbst unser Möglichstes wird nicht hinreichen, wenn ihm nicht aus Quellen, die jenseits unserer Erkenntnis und unserer Verfügungsmacht liegen, das zuteil wird, was religiöse Menschen Segen nennen.